Digitized by Google

Göttinger Festreden

von

Ernst Curtius.

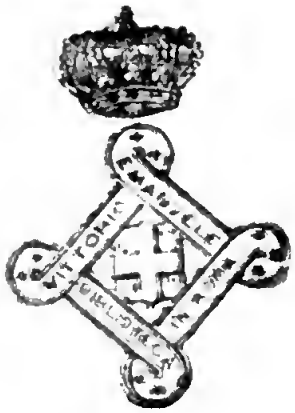
Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserſche Buchhandlung.)
1864.

201
8 A
22

Göttinger Feſtreden

von

Ernſt Curtius.



MUSEO D'ISTRUZIONE
ROMA

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)
1864.

Die vorliegenden Reden ſind in der Aula unſerer Univerſität gehalten worden, welche jährlich am vierten Junius, dem Geburtstage König Georgs III., des Stifters der akademiſchen Preiſe, die Feier der Preisvertheilung begeht. Die bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Reden ſind nach jedem Feſte in dem akademiſchen Programme, welches die Ergebniſſe der Preisvertheilung veröffentlicht, abgedruckt worden, zum Theile auch in Gelzers proteſtantiſchen Monatsblättern. Ich habe meinerſeits an eine Sammlung derſelben nicht gedacht. Doch habe ich keinen Grund, dem freundlichen Wunſche des Verlegers zu widerſtreben, welcher mich dazu auffordert, und kann mich nur freuen, wenn das, was zunächſt für den Kreis der Univerſitätsgenoſſen beſtimmt war, auch in weiteren Kreiſen Anklang finden ſollte.

Den acht Junireden ſind zwei Vorträge angereiht worden, welche anderen Anläſſen ihre Entſtehung verdanken; die eine iſt am Gedächtnißtage Schinkels auf Veranlaſſung des Architektenvereins in Berlin gehalten worden, die andere bei Gelegenheit der hieſigen Schillerfeier.

Göttingen, im Mai 1864.

Ernſt Curtius.

Inhalt.

		Seite
1.	Der Wettkampf. (1856)	1
2.	Das Mittleramt der Philologie. (1857)	23
3.	Der Weltgang der griechiſchen Cultur. (1858)	52
4.	Wort und Schrift. (1859)	79
5.	Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens. (1860)	104
6.	Die Idee der Unſterblichkeit bei den Alten. (1861)	132
7.	Das alte und neue Griechenland. (1862)	158
8.	Die Freundſchaft im Alterthume. (1863)	185
9.	Die Kunſt der Hellenen. (13. März 1853)	213
10.	Zum Andenken Schillers. (10. November 1859)	236

1.

Der Wettkampf.

Sie kennen Alle jenes Gemälde, in welchem ein geiſtvoller Künſtler unſerer Tage es gewagt hat, mit kühner Hand den Anfang aller Menſchengeſchichte darzuſtellen. Der Rieſenbau, der als ein Denkmal titaniſchen Uebermuths in den Himmel ſteigen ſollte, iſt durch die Hand des göttlichen Zorns gehemmt und die Geſchlechter der Menſchen, aus ſchmachvollem Frohndienſte befreit, trennen ſich in Gruppen, um von nun an verſchiedene Bahnen einzuſchlagen.

Mit trägem Schritt zieht in der Mitte ein Volk dahin, das von niederen Lüſten beherrſcht die Bilder der Götzen, welche hier zu Schanden geworden ſind, in dumpfem Wahn umklammert hält; zur Linken ſehen wir eine edlere Schaar, eine Gruppe von Hausgenoſſen, traulich verſammelt um das Haupt eines Patriarchen, welcher mitten unter dem Toben der Völker wie ein guter Hirt die Seinen zuſammenhält; zur Rechten aber ſprengt eine Jünglingsſchaar in das Land, um mit ſtürmender Hand die Welt zu gewinnen.

Während der Sohn des Sem rückwärts blickend noch verſenkt iſt in den Anblick des lebendigen Gottes, der ſich im Strafgerichte offenbart hat, ſind die Japetiden nur vorwärts gerichtet; im frohen Gefühle entfeſſelter Kraft eilen ſie in die Bahn wetteifernder Thatenluſt. Bald laſſen ſie die andern Völkergruppen weit hinter ſich zurück und beginnen, in Stämme und Zungen mannigfach gegliedert, unter einander den großen Wettkampf, indem ſie über die gegen Abend gelegenen Hoch- und Tiefländer der Erde raſtlos ſich ausbreiten und an ihre Schritte den Gang der Weltgeſchichte feſſeln.

Dieſe Stämme haben alle den männlichen Trieb der Thatenluſt als Erbtheil empfangen; ſie ſind alle zu ſtaatgründenden Völkern geworden; ſie haben ſich in Heldenliedern bezeugt, ſie haben in Bild- und Bauwerken bleibende Denkmäler auf Erden hinterlaſſen. Je weiter ſie aber im Oſten zurückgeblieben ſind, um ſo früher erſcheinen ſie uns in ihrer lebendigen Entwickelung gehemmt, in unbeweglichen Lebensformen erſtarrt, oder auch mit fremdartigen Beſtandtheilen dergeſtalt verwachſen, daß jener Grundzug der ariſchen Völker verhüllt oder verwiſcht worden iſt.

Um ſo reiner tritt er uns wieder entgegen, wenn wir aus Iran und Meſopotamien zu jenen Stämmen kommen, die früher und weiter gegen Abend gewandert ſind, die im kleinaſiatiſchen Halbinſellande Wohnung gemacht und mit Vorliebe ſolche Gegenden aufgeſucht haben, wo Meer und Gebirge ſich durchdringen. Wie nahe

liegen die Wohnſitze der Lycier den Gränzen aſſyriſcher Machtbildung und welch ein Gegenſatz zwiſchen den entnervten und in äußerlicher Pracht verkommenen Geſtalten, die uns in den Paläſten von Ninive entgegentreten, und jenem apolliniſchen Volke, das ſein enges Land zwiſchen Fels und Meer ſo heldenmüthig allen Barbaren gegenüber vertheidigt hat, deſſen Kunſt, wie unzählige Denkmäler bezeugen, das Gepräge jenes höheren Lebens trägt, welches das untrügliche Kennzeichen des helleniſchen Völkergeſchlechts diesſeits und jenſeits des ägäiſchen Inſelmeeres iſt! Wenn Sie daher, hochverehrte Anweſende, dem raſchen Gedankenzuge von Babel bis Jonien gefolgt ſind, ſo werden Sie jetzt dem Vertreter des klaſſiſchen Alterthums, welchem Sie die Ehre gönnen an dieſem Tage Ihr Redner zu ſein, wie ich hoffe, um ſo lieber geſtatten, auf dem Gebiete zu verweilen, an deſſen Gränze er Sie geführt hat, und den Gedanken näher zu entwickeln, daß jener Grundzug des ariſchen Volkscharakters — wetteifernde Thatenluſt — bei den Hellenen in größter Reinheit und vorbildlicher Bedeutung ſich uns offenbart.

Sollte ich Ihnen mit einem Worte ein Kennzeichen des helleniſchen Lebens angeben, durch das es ſich von dem aller anderen Völker unterſcheidet — ich würde ſagen, es ſei der Kranz. Ja der Kranz iſt das Wappenzeichen der Hellenen, das Symbol ihrer eigenthümlichen Macht und Größe. Warum erſchraken ſonſt die ſtolzen Feldherrn im Gefolge des Xerxes, als ſie hörten, daß während des Anrückens ihrer Land- und Flottenheere die Griechen am

Alpheios um Olivenkränze ſtritten? Sie erſchraken, weil ihnen die Ahnung aufging von einer ihnen durchaus neuen Schätzung des Lebens, von einer Anſicht, die nicht im behaglichen Beſitze, im ruhigen Genuſſe, ſondern im Ringen und Streben den Werth des menſchlichen Daſeins ſuchte, und dieſer Anſicht, das fühlten ſie, müſſe eine ganz eigene Art des Heldenthums entſprießen. Es war aber nicht nur in Delphi und Olympia, es war überhaupt nicht nur in den Schranken der Rennbahn, daß die Hellenen ihre Wettkämpfe hielten; ihr ganzes Leben, wie es uns in der Geſchichte des Volks vorliegt, war ein großer Wettkampf.

Ein Wettkampf — zunächſt der Stämme. Zwar ſehen wir auch in der orientaliſchen Geſchichte die verſchiedenſten Stämme mit einander ringen; ein Volk erhebt ſich über das andere und drängt es aus ſeiner Stelle; aber hier gilt es nur einen beſtimmten Beſitz. Iſt dieſer gewonnen, ſo folgt das Leben wieder den alten Geleiſen; mit Erreichung des Ziels hört das Streben auf, und der Stämme Eigenthümlichkeit verſchwindet.

Die helleniſche Geſchichte beginnt, ſo wie ſich die Stämme einander gegenübertreten; ſie beſteht weſentlich in der Wechſelwirkung derſelben und ſchließt, ſo wie dieſe aufhört.

Freilich treten ſie nicht gleichzeitig auf. An der Oſtſeite des griechiſchen Meers erwacht das geſchichtliche Leben, in den Küſtenländern Kleinaſiens, wo helleniſche Stämme ihrer Kraft und ihres Berufs bewußt werden.

Aber kaum haben ſie den älteren Seevölkern die Kunſt der Schiffahrt abgelernt, ſo fahren ſie weſtwärts von Küſte zu Küſte, um die jenſeitigen Bruderſtämme zu erwecken und zum Wettkampfe aufzurufen. Zunächſt ſind ſie die Gebenden. Sie bringen Schrift und Maaß, ſie lehren neue Götter kennen und verehren, ſie lehren Städte bauen und Staaten gründen. Aber während des Empfangens erſtarken die Binnenvölker; ein Stamm nach dem andern unter ihnen erhebt ſich, und ſo wie ſie aus den engen Bergkantonen hervortretend mit dem Meere in Berührung kommen, gewinnen ſie Namen und Bedeutung. Nun drängen ſie die jenſeitigen Stämme bei Seite, nun gründen ſie eigene Staaten — achäiſche, äoliſche, doriſche — und je mehr dieſe Staaten in Städten ihren Mittelpunkt finden, um ſo beſtimmter prägt ſich der Stämme Eigenthümlichkeit in Verfaſſung, Kunſt und Sitte aus, um ſo lebhafter entbrennt der große Wettkampf. Denn nun bilden ſich nicht nur die Hauptunterſchiede aus, die des doriſchen und joniſchen Weſens, ſondern auch innerhalb der Stämme beginnt der Städte Wettkampf, namentlich bei den Joniern, welche nur in der mannigfaltigſten Entwickelung ihre Befriedigung finden.

Blicken Sie auf die Küſte Kleinaſiens! Auf einem Raume, welchen man mit heutiger Geſchwindigkeit in kurzer Tagesfahrt durchmeſſen könnte, erheben ſich zwölf Städte neben einander und jede Stadt iſt eine Welt für ſich. Niemals iſt ſo viel Geſchichte wieder auf ſo engem Raum zuſammengedrängt geweſen, niemals in

regem Wetteifer der Kräfte ſo viel Energie entfaltet worden. Jede Stadt ſucht ihren Beruf. Die eine iſt landeinwärts gerichtet; ſie iſt beſchäftigt den Binnenhandel an ſich zu ziehen, die reichen Flußthäler auszubeuten, Lydien und Hellas zu verbinden. Die anderen Städte ſind ganz der See zugekehrt, unter einander wetteifernd unbekannte Meere zu durchſchiffen, neue Länder und Völker, neue Schätze der Erde zu entdecken. Milet dringt durch die Pforten des Pontus; aus dem Schleier nordiſcher Nebel zieht es die unermeßlichen Kornebnen Scythiens, während es zugleich die Wunder des Nillandes aufſchließt; den fernen Weſten entdecken die kühnen Seefahrer aus Samos und Phokaia, die ebenſowohl Kriegsleute wie Kauffahrer waren. Zur Sicherung ihrer Handelsverbindungen gründen ſie ihre überſeeiſchen Factoreien, dieſe erwachſen zu blühenden Tochterſtädten, welche an den Ufern des Don wie am Rhone und Ebro die Pflanzſchulen helleniſcher Sitte wurden.

Milet war die Königin der Meere, ein griechiſches Tyrus, der Markt der Welt. Athen und Sparta waren Winkelſtädte gegen Milet — ja das ganze Griechenland, das wir das eigentliche zu nennen pflegen, war an Wohlſtand, Glanz und Weltbildung von den weſtlichen und öſtlichen Colonien weit überflügelt.

Aber in dieſem Gedeihen lag der Keim der Entartung. Und worin zeigte ſich dieſe? In nichts Anderem als daß die üppigen Städte dem Principe des helleniſchen Lebens untreu wurden; der Wetteifer erſchlaffte,

die Spannkraft erlahmte in trägem Wohlbehagen des Genusses. Darum erblich der Glanz des schönen Joniens, ja des ganzen Stammes Geschichte hätte sich rasch zu Ende geneigt, wenn nicht Athen sie aufgenommen hätte.

Die Armuth war die Gespielin hellenischer Größe. Auf Attikas dürftigerem Felsboden hatte jonische Volkskraft sich gesund erhalten in der Abwechselung von Arbeit und Genuß, in der glücklichen Verbindung von Freiheit und Zucht, von Tapferkeit und Kunstpflege.

Nun wurde der Wettkampf, in welchem sich die Geschichte der Hellenen vollzieht, mehr und mehr ein Wettkampf zweier Staaten. In Sparta war dorische Stammesart am kräftigsten ausgeprägt; Sparta stand an der Spitze der Nation, als der Verfall Joniens anfing; es hatte einen weiten Vorsprung vor Athen. Aber die Ferne des Ziels schreckt den Muthigen nicht; sie spannt nur um so höher seine Kraft. Bald sah Sparta sich überflügelt und wurde nun immer spröder, immer abgeschlossener und schwerfälliger, je freier Athen sich entfaltete, je freudiger es in den Schranken voraneilte. Ja als zum großartigsten Wettkampfe die Persernoth alle Kräfte des Griechenvolks aufrief, da hat Athen in der Schule der schwersten Drangsale, mit unglaublicher Anstrengung und Opferfreudigkeit den Ehrenkranz gewonnen. Es hat die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er

die Gräber des Kerameikos weihte und zugleich — ſeinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menſchengeſchlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild deſſen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war.

Zum Tode verwundet kam Athen aus dem Bürgerkriege hervor, aber, ſo oft es ſich erholt, beginnt es von Neuem den Wettkampf gegen Sparta wie gegen Theben, mit dem der weit zurückgebliebene Stamm der Aeolier noch einmal in die Schranken eintritt; es erneuert Macedonien gegenüber ſeinen geſchichtlichen Anſpruch die erſte Stadt der Hellenen zu ſein und ſeine letzten Verſuche ſind auch die letzten Athemzüge der griechiſchen Geſchichte.

Es iſt unrecht, die griechiſche Staatengeſchichte im Vergleiche mit anderen gering zu ſchätzen und den raſchen Verlauf derſelben, ihre ruheloſen Kämpfe und Gährungen als einen Beweis dafür anzuführen, daß die Hellenen zur Löſung politiſcher Aufgaben nur geringe Befähigung beſeſſen hätten.

Der beſte Gegenbeweis iſt die Thatſache, daß die Hellenen alle Gattungen von Staatsverfaſſungen bei ſich ausgebildet, ihre verſchiedenen Formen klar ausgeprägt und zugleich eine für alle Zeit maaßgebende Staatslehre begründet haben. Ein Volk, deſſen Geſchichte mit der Politik des Ariſtoteles abſchließt, iſt gewiß kein unpolitiſches. Aber je mehr die edelſten Staaten des Alterthums in der freien Entfaltung aller menſchlichen Anlagen

ihren Beruf erkannten — denn auch der einzelne Staat war eine Paläſtra bürgerlicher Tüchtigkeit, wo dem Beſtbewährten als Preis Macht und Ehre ertheilt wurde — um ſo raſcher verzehrten ſich die Kräfte, um ſo kürzer war die Lebensdauer jener Staaten. Dazu kommt, daß nach der Schwäche menſchlicher Natur jener Wetteifer der Staaten zum blutigen Kampfe wurde. Auch Athens Ehrgeiz, ſo edler Quelle er entſprungen war, iſt zur rückſichtsloſeſten Herrſchſucht ausgeartet, und ſo iſt die vom Wetteifer entfachte Flamme der Begeiſterung ein Feuer geworden, das im Brande des Bürgerkriegs die Blüthe der Staaten frühzeitig vernichtet hat.

Lauterer und wohlthätiger iſt der Wetteifer auf dem Gebiete geblieben, auf welchem Alle bereit ſind der Hellenen volle Bedeutung anzuerkennen. Denn während ihren Staatsbildungen — ſo lehrreich allen Zeiten ihre Betrachtung ſein wird — doch keine über den Kreis ihrer Volksgeſchichte hinausreichende Gültigkeit zugeſchrieben werden kann, ſind ſie in Kunſt und Wiſſenſchaft bis heute die Geſetzgeber geblieben, und dieſe weltgeſchichtliche Stellung verdanken ſie jenem Triebe, der ihnen keine Ruhe ließ, bis ſie das Ihrige gethan hatten, um alle dem Menſchen verliehenen Kräfte zu entwickeln und dieſelben bis zur vollſtändigen Ausbildung durch den Reiz des Wetteifers in Spannung zu halten.

Die ganze Poeſie der Hellenen iſt im Wettkampfe groß gezogen. In den Paläſten der Fürſten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter,

auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapſoden. In dieſen Kämpfen erſtarkte die epiſche Kunſt zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechiſche Epos entgegentritt. Als Wettgeſang vor dem verſammelten Volke blieb die Kunſt auch bei vollendeter Meiſterſchaft durchaus national; ſie konnte nicht erſtarren in ſchulmäßigen Formen noch in Künſtelei und Willkür des Geſchmacks abirren. Sie ſchloß ſich den Neigungen und Stimmungen der verſchiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zuſagte, gaben die feuriger bewegten, thaten- und wanderluſtigeren Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Heſiod.

Im Wetteifer der Stämme bildete ſich die griechiſche Muſik, ordneten und gründeten ſich die nationalen Weiſen lyriſcher Kunſt. Im Namen der Götter wurden die Hymnenſänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weiheſeſte des neuen Tempels die große Diana von Epheſus am herrlichſten gefeiert hatte.

Am vollkommenſten aber entfaltete ſich helleniſcher Wetteifer in der vollendetſten Kunſtgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauſpiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht geſehen, als wenn zu des Dionyſos Ehren die Feſtchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen ſie angehörten, ausgeſtattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geiſteskräfte, mit denen die Hellenen geſegnet waren, alle Künſte, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zuſammen.

Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte — Alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt. Wenn in solchem Geiste nach dem Höchsten gerungen wurde, so begreift man, daß die Athener ihrem von Land- und Seesiegen heimkehrenden Helden keine größere Ehre zu erweisen wußten, als daß sie ihm zwischen den wetteifernden Chören des Aeschylos und Sophokles das Urtheil des Preisrichters anheimgaben.

Alle Kunst der Griechen war an unmittelbare Anerkennung von Seiten des Volks gewöhnt. Der Geschichtschreiber las dem Volke seine Geschichte vor, die Meister und Schüler der bildenden Kunst wetteiferten in Darstellung der Götter und Heroen vor dem Volke. Das ganze Volk wurde überall in die Interessen der Kunst hereingezogen; es wurden Alle zum Prüfen, zum Urtheilen gewöhnt und lernten von Jugend an durch begeisterte und selbstthätige Theilnahme den Genuß erhöhen. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater den Griechen eine Volksschule im höchsten Sinne des Worts.

So sehr es aber auch der freie Wettkampf der Kräfte war, der wie der belebende Hauch durch die gesammte Thätigkeit, durch alle Leistungen der Griechen hindurch-

wehte, ſo waren ſie doch weit entfernt, den Trieb, welchen der Wetteifer anregt, ſeiner natürlichen Beſchaffenheit zu überlaſſen, in welcher er mehr zum Schlechten als zum Guten führt. Sie haben den wilden Trieb gezähmt, ſie haben ihn geſittigt und veredelt, indem ſie ihn der Religion dienſtbar gemacht haben.

An ſich ſcheint die Religion, in welcher Form ſie ſich auch darſtellen mag, am wenigſten geeignet und berufen zu ſein, den Trieb des Wetteifers zu erwecken. Im Gefühle des Unvermögens wurzelnd, demüthigt ſie den Menſchen der Gottheit gegenüber und anſtatt ihn zu eigenwilligen Kraftäußerungen und neuen Erwerbungen anzuſpornen, verpflichtet ſie ihn am Gegebenen feſtzuhalten und in ſelbſtverläugnender Treue den väterlichen Ueberlieferungen anzuhangen. Wie ſehr die Hellenen dieſe Bedeutung der Religion zu würdigen wußten, beweiſt die muſterhafte Treue, welche ſie mitten in der ruheloſen Bewegung ihres bürgerlichen Lebens den überlieferten Ordnungen des Gottesdienſtes bewahrt haben, und wenn die Propheten des alten Bundes ihre immer wankelmüthigen Landsleute auf die Heiden hinweiſen: Gehet hin in die Inſeln Chitim und ſchauet, ob es daſelbſt ſo zugehe, ob die Heiden ihre Götter ändern! — ſo findet dies auf alle Hellenen, namentlich auf die Athener Anwendung; es hat in religiöſen Dingen kein conſervativeres Volk gegeben.

Indeſſen tritt ja das Volk nicht bloß im Gefühle der Machtloſigkeit und Hülfsbedürftigkeit ſeinen natio-

nalen Göttern gegenüber, ſondern auch beim Opfer des Danks für den empfangenen Erndteſegen, und es ſcheint die freudige Anerkennung und Aneignung desſelben vor den Göttern die natürlichſte Form des Dankes zu ſein. Darum finden wir bei Hellenen wie bei Barbaren die Opfer mit Opfermalzeiten, mit frohen Feſten und Luſtbarkeiten verknüpft. Hier aber tritt uns gerade die Eigenthümlichkeit des helleniſchen Weſens recht deutlich entgegen. Bei den andern Völkern beſteht die Feſtfreude im Vollgenuße der irdiſchen Güter; die Hellenen kannten eine höhere Freude, und dieſe fanden ſie in der durch jugendlichen Wetteifer geſteigerten und durch Theilnahme des ganzen Volks begeiſterten Uebung ihrer Seelen- und Körperkräfte. Denn um ihre Götter zu ehren, glaubten ſie nicht nur die Erſtlingsfrüchte der Felder, die kräftigſten Thiere ihrer Heerden, ſondern vor Allem die Blüthe der Jugend in ihrer Geſundheit und Kraft den Göttern darſtellen zu müſſen, und zwar nicht bloß in feierlichen Aufzügen, in feſtlichen Tänzen, ſondern auch in freudigem Wettkampfe ſollten ihre Jünglinge zeigen, daß ſie die reichlich empfangenen Gottesgaben zu voller Entwickelung zu fördern nicht träge geweſen ſeien. So ſind die Wettkämpfe ein Opfer des Danks, deſſen die Götter ſich freuen.

Darum ſind alle regelmäßigen Wettkämpfe, die wir in geſchichtlicher Zeit nachweiſen können, an Götterfeſte geknüpft; ihre Schauplätze ſind urſprünglich die Tempelhöfe, die eigentlichen Zuſchauer die Götter. Ihnen wird

ja Alles verdankt, was zum Wettkampfe befähigt, die Spannkraft der Muskeln, die im Laufe ausdauernde Bruſt, die Harmonie der Glieder, die Stimme des Geſangs wie die geiſtbeſeelte Rede — was alſo immer an Ehre und Gewinn dadurch erworben wird, gebührt von Rechtswegen der Gottheit. Der Menſch hat neben ihr keinen Anſpruch. Die gewonnenen Dreifüße werden alſo zum dauernden Schmucke um das Haus des Gottes aufgeſtellt, und wer den goldenen Siegespreis, den er mühevoll genug errungen hat, etwa heimtragen wollte, der würde dem Gotte das Seine nehmen, er würde der Strafe des Tempelraubes verfallen, und die Gemeinde, welche ihn ſchützen wollte, müßte aus der Genoſſenſchaft des gottesdienſtlichen Vereins ausgeſtoßen werden.

Je deutlicher ſich die Hellenen in ihrem Volksbewußtſein von den Barbaren unterſcheiden lernten, um ſo lauterer und eigenthümlicher haben ſie die Idee des Wettkampfes entwickelt, und diejenigen unter ihnen, welche jenen Gegenſatz am kräftigſten darzuſtellen berufen waren, die Dorier, haben am entſchiedenſten dahin gewirkt, jede Rückſicht auf Eigennutz und alle unreinen Beimiſchungen zu entfernen. Die Werthpreiſe verſchwinden, damit Keiner, den ſchnöder Gewinn anlockt, an den heiligen Schauſpielen ſich betheilige. Der Kranz von Blättern, der Laubzweig, die wollene Binde haben ja keinen andern Werth, als daß ſie Symbole des Sieges ſind, die von den Göttern ſelbſt — wie die dem Timoleon von der Tempeldecke auf das Haupt fallende Binde — oder in der Gott-

heit Namen von den ſtellvertretenden Preisrichtern vor den Augen des Volks ausgetheilt werden.

Der Kranz iſt vom Baume, welcher dem Gotte heilig iſt. Wer mit dem Kranze angethan wird, ſtellt ſich dadurch als ein dem Gotte Zugehöriger dar; er wird ihm zugeeignet und gleich wie das Opferthier bekränzt wird, damit es als göttliches Eigenthum gegen jede unheilige Menſchenhand ſicher geſtellt werde, wie Häuſer, Straßen, Plätze durch ihre Bekränzung den Göttern ſinnbildlich zugeeignet werden, deren Laub ſie tragen — ſo wurde auch der Sieger, wie ein den Göttern wohlgefälliges Opfer mit Binden geſchmückt, mit Kränzen geweiht. Auf alten Vaſenbildern ſehen wir den ſtolzen Sieger, dem das beneidenswertheſte Erdenglück zu Theil geworden iſt, dargeſtellt, wie er ſich demüthig den ſtarken Arm umbinden läßt, um dann im Tempel vor den Augen des Gottes Palmzweig nnd Kranz zu empfangen. Auch die Kränze pflegte der Sieger nicht als Eigenthum mitzunehmen, ſondern im Heiligthume der heimatlichen Gottheit, die ſeine Jugend gnädig behütet hatte, aufzuhängen.

Damit ſteht noch ein Anderes in nahem Zuſammenhange, nämlich daß in den Schranken nicht geſtattet war mit roher Kraft zuzufahren oder nach eigenen Gelüſten den Kampf zu führen. Es wurde ja Niemand zugelaſſen, welcher nicht nach helleniſchem Brauche kunſtmäßig ſeine Kraft ausgebildet hatte, und Keiner empfing den Siegerkranz, welcher ſich nicht allen feierlich beſchworenen Normen des Kampfes willig unterworfen hatte.

gültigen und dauerhaften Staatsformen auszuprägen. Hier wie dort ist die nationale Einheit ein geistiger, ein innerlicher Besitz geblieben, eine über den einzelnen Stämmen und Staaten schwebende Idee. Um so mehr ist die geistige Verwirklichung derselben ein Gegenstand des Wetteifers geworden, indem von den begabteren Stämmen jeder nach seiner Weise in Glauben und Sitte, in Kunst und Wissenschaft das nationale Bewußtsein auszubilden gestrebt hat, und was in diesem großen Wettkampfe der Kräfte Gutes und Schönes gelungen ist, das ist bei den Deutschen wie bei den Griechen des ganzen Volkes Gesammtbesitz geworden, und wer kann verkennen, wie viel auch unsere Bildung, unsere Litteratur diesem Wettkampfe verdankt!

Zur Theilnahme an diesem Wettkampfe, der uns die frische Strömung und den Reichthum des inneren Volkslebens verbürgt, sind vor Allen die Universitäten unseres Vaterlandes berufen; ja sie sollen diesen Kampf in seiner reinsten Form, in seiner vollen Idealität darstellen. Nirgends sollte lebendiger als hier der gemeinsame Besitz vaterländischer Bildung als das theuerste Erbe, das wir von den Vätern empfangen haben, erkannt und erfaßt werden; hier soll es mit treuen Händen gepflegt und mit Hinblick auf das gemeinsame Ziel unverdrossen erweitert werden. Andererseits hat aber auch jede einzelne der deutschen Hochschulen nach ihrer örtlichen Lage, ihren Verhältnissen und ihrer eigenen Vergangenheit ihren besonderen Beruf, ihre eigenthümliche Bahn. Jeder ist

die Freiheit, jeder die Pflicht gegeben nach dem höchſten Kranze zu ringen.

Aber iſt nicht auch jede unſerer Univerſitäten für ſich berufen, ein Kampfplatz des Wetteifers zu ſein? Werden nicht die Männer, denen das Lehramt anvertraut iſt, je brüderlicher ſie im Gefühle des gemeinſamen, hohen Berufs zuſammenſtehen, um ſo lebendiger mit einander wetteifern in Erweckung der Jugend, in Förderung der Wiſſenſchaft? Ja dieſer Wetteifer erſtreckt ſich weit über die Grenze des zeitlichen Zuſammenlebens; denn die geiſtigen Genoſſenſchaften gehen durch Generationen hindurch, und wenn die Hellenen ihre Heldengräber mit Kampfſpielen ehrten, um zu zeigen, daß die Tugenden der Väter nicht mit ihnen in das Grab geſunken ſeien, ſo feiern wir das Gedächtniß der theuern Männer, die uns angehört haben, durch den Eifer ihre Tugenden fortzupflanzen, ihr Andenken lebendig zu erhalten und in ihre Arbeit rüſtig einzutreten. Die Jugend aber — wie könnte ſie aus ſo vielen Städten und Gauen des Vaterlandes hier zuſammenſtrömen, ohne daß dadurch die in den Einzelnen ſchlummernden Kräfte zu gemeinſamem Streben geweckt, zum freudigen Wetteifer begeiſtert werden ſollten!

An Eifer und Wetteifer fehlt es freilich nirgends unter den Menſchen und von Jahr zu Jahr rennen ſie mit ſteigender Ungeduld durch einander, damit Einer dem Andern den Preis abjage. Aber da handelt es ſich um Gewinn und Beſitz, um Ehre und Einfluß oder

das ist er wirklich und ganz, und das sollen wir zur Erinnerung unserem Gemüthe einprägen.

So lange die Hellenen in dieser Weise um den Kranz kämpften, waren sie ein mächtiges, ein unüberwindliches Volk; so wie ihre Schwungkraft ermattete, verlor der Kranz seine Bedeutung und blieb nur als eitler Schmuck in Geltung. Die Kirchenväter eiferten gegen die Bekränzung, weil sie in ihr nur eins der auffallendsten Zeichen heidnischer Götterverehrung sahen. Uns aber soll der hellenische Kranz kein Aergerniß sein, sondern das Symbol eines auch für uns vorbildlichen Strebens.

Dieser Standpunkt ist durch die ehrwürdigste Autorität unserer Kirche vertreten. Denn derselbe Mann, der auf dem Areopag den unbekannten Gott verkündete und statt des Kranzes das Kreuz mit der Dornenkrone in Hellas aufrichtete — wie sehr liebt er es sich selbst in seinem Ringen und Laufen einem Wettkämpfer zu vergleichen, wie eindringend ermahnt er seine Korinther, ihren isthmischen Kampfhelden nachzueifern, wie treffend hebt er in seinen Briefen die vorbildliche Bedeutung der hellenischen Agonistik hervor! Diese findet er zunächst in der Enthaltsamkeit, der sich der Kämpfer befleißigen muß, um seinen Leib leicht und kampfrüstig, seine Glieder schwungkräftig zu erhalten; zweitens ist es der Gehorsam der gefordert wird, die Verläugnung aller selbstsüchtigen Willkür, die Anerkennung einer festen Ordnung, in welcher dem Kleinode nachgejagt werden soll; es ist endlich — wie es die Alten in den Erzbildern ihrer Olym-

pioniken unnachahmlich darzuſtellen wußten — das Sich-vorwärts-ſtrecken des ganzen Menſchen nach Einem Ziele, zu dem Alle berufen werden, zu dem Viele laufen, aber nur Wenige gelangen.

So ſollen alſo auch wir das Große, das im Alterthume offenbar geworden iſt, nicht bloß erkennen und ſchön finden; wir ſollen nicht ſchwärmen in bewundernder Erinnerung an das hohe Streben der Hellenen, ſondern wir ſollen das, was daran ewig gültig iſt, der Vergangenheit entreißen und uns mit kräftigem Entſchluſſe aneignen. Denn nicht für ſich, ſondern für alle kommenden Geſchlechter haben die Hellenen den Barbaren alter und neuer Zeit gegenüber die Wahrheit an das Licht gebracht, daß nicht das Beſitzen und Genießen, ſondern das Ringen und Streben bis an's Ende des Menſchen Beruf und ſeine einzige wahre Freudenquelle ſei.

Man hat den Deutſchen wohl die Ehre erwieſen, ihnen ein beſonderes Verſtändniß des helleniſchen Weſens zuzutrauen. Gewiß iſt, daß unſer Volk in ſeiner ganzen Entwickelung durch eine Reihe wichtiger Analogien auf die Geſchichte der Hellenen hingewieſen iſt. Die Geſchichte beider Völker iſt nicht nur aus der ihrer Stämme erwachſen, ſondern hat den Charakter einer ſolchen länger feſtgehalten als bei anderen Völkern der Fall iſt. In Hellas wie in Deutſchland hat ſich das lebendige Sonderbewußtſein der Stämme gegen den Abſchluß einer ausgleichenden Staatsordnung geſträubt und alle Verſuche vereitelt, die gemeinſame Volksthümlichkeit in allgemein

2.

Das Mittleramt der Philologie.

Jede Feier, welche den alltäglichen Gang unſerer Beſchäftigungen unterbricht, hat ihre weſentliche Bedingung in der Gemeinſamkeit. Denn es liegt jeder öffentlichen Feier das Bewußtſein zu Grunde, daß alles Gute und Schöne, zu deſſen Verwirklichung der Menſch berufen iſt, ihm erſt dann recht gelinge, wenn er nicht mit vereinzelter Kraft ſeinem Ziele gegenüber ſtehe, ſondern mit Anderen zu einem Vereine verbunden, in deſſen Mitte alle Lebensthätigkeiten ſich ſteigern und alle Einzelkräfte ſich ſtärken, ordnen und veredeln. Im Anſchluſſe an ein größeres Ganze, an Haus und Stamm, an Staat und Kirche, iſt das Beſte, was Menſchen gelungen iſt, zu Stande gekommen. Das iſt die Ueberzeugung, welche jeder Feſttag neu beleben und ſtärken ſoll. Denn bei den ſelbſtiſchen Trieben, welche unſerer Natur eingepflanzt ſind, regen ſich überall die Sondergelüſte, die lauernden Feinde jeder größeren Gemeinſchaft.

Darum hat man zu allen Zeiten den geordneten Staat als das Schwierigſte und Größte betrachtet, was menſchliche Weisheit hervorbringen kann, weil in ihm eine Menge

eitlen Sinnengenuß; unſer gemeinſamer Beruf fordert einen Wetteifer, wie ihn die Hellenen geübt haben, den Wetteifer, welcher in der freien Entfaltung aller Kräfte, im ſelbſtverläugnenden Streben nach dem höchſten Ziele ſeine volle Befriedigung findet.

Daß ich am heutigen Tage gerade dieſe Richtung meinen Gedanken gegeben habe, kann Sie nicht befremden. Denn ich darf ja im Namen einer Univerſität reden, deren Gründung von dem hochherzigen Gedanken ausgegangen iſt, daß ein deutſcher Staat durch Zuwachs an Macht und Ehre zugleich die Verpflichtung empfange, in der Förderung deutſcher Wiſſenſchaft mit allen Nachbarſtaaten zu wetteifern, einer Univerſität, welche den Gedanken ihres königlichen Gründers unter Gottes ſichtlichem Segen verwirklicht, die, ſeit ſie in die Schranken eingetreten iſt, viel unverwelkliche Ehrenkränze gewonnen hat und mit den auserwählteſten Namen deutſcher Nation verwachſen iſt.

Ich brauche um ſo weniger zu beſorgen, daß ich Fernliegendes zum Gegenſtande dieſer Rede gewählt habe, wenn ich bedenke, wie der König, welcher dem Gründer der Georgia-Auguſta auch in der Liebe zu ihr nachgefolgt iſt, ſeinen Geburtstag uns für alle Zeiten zum Feſttage gemacht hat. Denn indem er dieſen Tag zur Austheilung der erworbenen Preiſe wie zur Verkündigung neuer Preisaufgaben beſtimmt hat, konnte er dabei doch keine andere Abſicht haben, als die Idee des geiſtigen Wettkampfs, ſo zu ſagen, mitten in unſer Le-

ROMA

niß wohnt, ſie als ein Ganzes anzuſehen. Wir können dies Gefühl ein philoſophiſches Bedürfniß nennen; es iſt ein Streben nach allgemeinen Wahrheiten, das nicht bloß in einzelnen, unſtäten Erſcheinungen auftritt und nicht bloß als ein beſonderes Fach neben den anderen ſich geltend macht, ſondern wie ein Grundton alle tiefere Forſchung begleitet; ein Streben, das ſich nicht zufrieden giebt bei dem Erfolge einzelner Facharbeiten und bei der Löſung beſtimmter Probleme, ſondern aus den entlegenſten Gebieten der Forſchung die Gedanken immer wieder heimführt zu dem gemeinſamen Urſprunge alles Denkens und Forſchens, wo die höchſten Fragen des menſchlichen Geiſtes auch die nächſten ſind.

Wollen wir dies Gefühl ſchelten oder als eine Schwäche verurtheilen? Gewiß nicht; denn wenn unſerm Volke ein beſonderer wiſſenſchaftlicher Beruf zu Theil geworden iſt, ſo liegt er am deutlichſten in dieſer geiſtigen Ungenügſamkeit bezeugt, in dieſem Durſte nach Erkenntniß, welcher im Einzelnen keine Befriedigung findet. Denn wie aus enger Stubenluft der geſunde Menſch ſich hinausſehnt in die freie Atmoſphäre, wo er tiefer und voller Athem holen kann, ſo hat auch der Geiſt ein gerechtes Bedürfniß, aus dem umgränzten Fache, in das er ſich mit aller Kraft vertieft hat, zur Erkenntniß des großen Zuſammenhangs der Dinge vorzudringen. Darin liegt die Bewahrung vor einem handwerksmäßigen Betriebe der Wiſſenſchaft, darin zugleich das nationale Gepräge und die Weihe deutſcher Wiſſenſchaft.

Wenn also dies allgemeine wissenschaftliche Streben ein philosophisches ist, so könnten wir wohl das alle Universitätsstudien Verbindende, nach dem wir suchen, mit keinem treffenderen Namen bezeichnen, als mit dem der Philosophie, und wer würde sich sträuben seine besondere Wissenschaft der Weisheitsliebe unterzuordnen, welche wir als Anfang und Ende, als Keim und Blüthe aller menschlichen Forschung ansehen müssen?

Diese Philosophie kann aber, wenn sie in der That das aller Einzelforschung zu Grunde liegende, allgemeine wissenschaftliche Bewußtsein aussprechen, wenn sie das todte und gleichgültige Nebeneinander der einzelnen Fächer zu einem lebendigen und organischen Ganzen verbinden soll, nicht eine solche sein, welche vornehm und spröde den andern Fächern gegenüber steht und die Wahrheit ausschließlich in einer bestimmten Lehrform geltend machen will. Denn dogmatischer Eigensinn ist dasjenige, was gewiß am allerwenigsten geschaffen ist, Verschiedenartiges zu verbinden und Gegensätze zu versöhnen. Denn er ist seiner Natur nach unverträglich und reizt zum Widerspruche; die Freiheit unbefangener Forschung fühlt sich gefährdet und verletzt, wenn die Philosophie derselben gewisse Formen aufnöthigen, ja wohl gar ihre Resultate aus höheren Standpunkten voraus bestimmen will, so daß dem Fachgelehrten die unwürdige Stellung zugemuthet wird, daß er handwerksmäßig die Aufgaben nachzurechnen habe, welche eine divinatorische Intelligenz schon gelöst hat.

Digitized by Google

und Süd und unter Einwirkung vieler ſcheinbarer Zufälligkeiten hier vereinigt, dennoch des feſten Glaubens ſind, daß Jeder von uns auch nach einer höheren Ordnung der Dinge an ſeinem Platze ſtehe und unter den gegebenen Verhältniſſen mit ſeinen Amtsgenoſſen zu wirken berufen ſei. Auf dieſem Gefühle des Zuſammenhangs und der brüderlichen Einigkeit beruht das Wohl des Ganzen wie das aller einzelnen Theilnehmer, und jede Univerſitätsfeier fordert uns auf, von Neuem zu reiner Harmonie die Saiten zu ſtimmen.

Aber es wäre doch nicht wohl um unſer Gemeinweſen beſtellt, wenn dieſe Harmonie nur auf der Stimmung des Wohlwollens und auf der Freude an einem vertraulichen Zuſammenleben beruhte; ſie muß einen andern, einen breiteren und feſteren Boden haben, und zwar im Gegenſtande des Berufs, in der Wiſſenſchaft ſelbſt, deren Pflege uns verbindet. Das Weſen einer deutſchen Univerſität beruht auf der Auffaſſung der Wiſſenſchaft als eines Ganzen; es ſteht und fällt mit dieſer Auffaſſung.

So wenig aber auch dieſe Wahrheit in ihrer allgemeinen Geltung angefochten wird, ſo ſchwierig iſt ihre Verwirklichung, und dieſe Schwierigkeit — wer fühlt es nicht? — wächſt von Tage zu Tage. Die Alten hatten noch das ſchöne Vorrecht, das menſchliche Wiſſen als einen Schatz zu betrachten, deſſen Aneignung dem Einzelnen gelingen könne, und in ihren Sprachen wird die Wiſſenſchaft als eine einheitliche bezeichnet. Seitdem aber nach Zerſprengung der mittelalterlichen Formen die Wiſſen-

hier die Geſchichte werdend entgegentritt, daß wir Menſchen ſelbſt mit allem, was wir ſind, in dieſem Werden mitten inne ſtehen, und wie der Menſch dem Menſchen näher iſt als Thier und Pflanze, von denen er ſich nährt, als die Luft, in der er athmet, ſo iſt auch ſeine Geſchichte zu kennen unſer nächſtes und tiefſtes Bedürfniß. Die Beziehung zu ihm bleibt doch auch in aller Naturbetrachtung das Ziel der Forſchung; denn jedes erkannte Naturgeſetz iſt doch nichts Anderes, als das Durchbrechen einer Schranke, welche den Menſchengeiſt hemmend umgiebt, eine neue Verbindung und Verſöhnung zwiſchen der Maſſe des Stoffs und dem lebendigen Geiſte, welcher aus göttlichem Odem im Menſchen lebt. Und ſo gewiß wie jeder Einzelne ein Glied des großen Geſchlechts iſt und ſich ſelbſt nur verſtehen kann im Zuſammenhange des Ganzen, ſo iſt das Zurückgehen in die Geſchichte der Menſchheit für Jeden unter uns ein Beſinnen auf ſich ſelbſt, ein Vertiefen des eigenen Bewußtſeins, eine Aneignung deſſen, was von Rechtswegen ſein Eigenthum iſt. In der geſchichtlichen Forſchung entfaltet der Menſchengeiſt ſeine erfolgreichſte Thätigkeit; er vernichtet die Schranke, welche die kurze Spanne eines Einzellebens von dem Vorangegangenen trennt; er rettet aus der Zeiten Fluth, was nicht für einen vorübergehenden Augenblick, ſondern für alle Jahrhunderte Bedeutung hat. Er begnügt ſich nicht allgemeine Geſetze zu erkennen und den zerriſſenen Zuſammenhang der Erinnerung wieder herzuſtellen, ſondern mit ſchöpferiſcher Kraft, welche zu der Forſchung

hinzutreten muß, weiß er das Todte zu erwecken und das Verblichene mit neuem Leben zu beseelen, so daß die edelsten Geister, welche Spuren ihres Wirkens zurückgelassen haben, wie Zeitgenossen um uns stehen und gleichsam in vertraulichem Wechselgespräche mit uns verkehren.

Eine solche Geschichtsforschung kann keine isolirte Stellung neben den anderen Wissenschaften einnehmen, sondern wie jedes Studienfach seine nahe Beziehung zum Menschen und seiner Geschichte hat, so kann auch der Historiker, wenn er sich nicht mit Erzählung äußerlicher Begebenheiten begnügen will, seiner hohen Aufgabe nicht genügen, ohne mit freiem Blicke das ganze Menschenleben zu umfassen und so überall die Gebiete der andern Wissenschaften, der Rechtswissenschaft, der Theologie, wie der Naturkunde zu berühren.

Nur ein Theil der Menschengeschichte scheint ein ganz abgeschlossener zu sein, ein nach Raum und Zeit abgelegenes Gebiet der Forschung, ich meine die Geschichte des Alterthums, dessen Völker und Staaten fast spurlos vorübergegangen sind. Seitdem aber ist, wie uns unsere Jahresrechnung täglich ins Gedächtniß ruft, ein neuer Anfang gemacht worden, und was jenseits desselben liegt, scheint mehr als alles Andere dem Sonderinteresse eines einzelnen Fachs anheim zu fallen.

Und doch ist es so ganz anders! Dennoch ist gerade dieser Theil der allgemeinen Geschichtskunde bei dem Auseinandergehen der Universitätsstudien, wie mir scheint, vor-

Die leidenſchaftliche Stimmung, mit welcher ſich die Wiſſenſchaften gegen jede Bevormundung dieſer Art aufgelehnt haben, iſt noch nicht verſchwunden; die Philoſophie aber hat längſt andere Wege eingeſchlagen, und jener Mann ſelbſt, welcher zuletzt mit dem königlichen Anſehen des Weltweiſen unter uns wandelte, hat in ernſtem Schweigen, deſſen Siegel erſt der Tod gelöſt hat, ſein halbes Leben darauf hingewendet, durch die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes den Geheimniſſen der Philoſophie näher zu kommen.

Die geſtörte Eintracht zwiſchen der Philoſophie und den anderen Wiſſenſchaften konnte in der That nicht beſſer und fruchtbarer wieder hergeſtellt werden, als indem ſie ihre Aufgabe darin erkannte, die Thatſachen zu begreifen, die Thatſachen in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, indem ſie der Entwickelung des denkenden Bewußtſeins durch alle Stufen nachdenkend folgt, andererſeits die Thatſachen der natürlichen Welt, indem ſie die den flüchtigen Erſcheinungen zu Grunde liegenden Geſetze aufſpürt und der Arbeit des Forſchers mit fördernder Theilnahme zur Seite geht, einſeitigen Richtungen und Abwegen vorbeugend, überall vom Einzelnen den freien Blick zur Erkenntniß des Allgemeinen hinwendend. So ſchließt ſich die Philoſophie, welche das wiſſenſchaftliche Bewußtſein jeder Zeit zu klarem Selbſtbewußtſein zu führen berufen iſt, derjenigen Richtung an, die wir mit gutem Rechte als die Hauptrichtung der heutigen Wiſſenſchaft bezeichnen dürfen, ich meine die geſchichtliche; ein

zugsweise berufen, ein Band des Einverständnisses und ein Mittelpunkt gemeinsamer Interessen zu werden.

Freilich ist ein Gegensatz da zwischen Antik und Modern; eine Kluft zwischen allem Vorchristlichen und Nachchristlichen, wie sie in der Geschichte nicht größer vorhanden ist. Aber gerade deshalb hat auch der Theil der Geschichte die größte Aufgabe, welcher jene getrennten Hälften zu verbinden und den Zusammenhang des geschichtlichen Bewußtseins, wo er am vollständigsten zerrissen scheint, wieder herzustellen hat. Denn wenn die Gegenwart ununterbrochen von der Vergangenheit zu lernen hat, so hat sie ohne Zweifel dort am meisten zu lernen und von dort am meisten einzutauschen, wo bei einem hohen und unerreicht gebliebenen Grade der Ausbildung alle Lebensverhältnisse von den unsrigen durchaus verschieden sind und ihnen fremd gegenüber stehen.

Aber die alte Welt ist uns keine ferne und fremde geblieben. Sie war verloren und ist wieder gefunden, und dies Wiederfinden der alten Welt ist eine Epoche in der neueren Culturgeschichte geworden. Dadurch ist die Menschheit nicht nur von Neuem in den Besitz reicher Güter eingesetzt worden, welche ihr abhanden gekommen waren, sondern es sind auch so viel neue Lebenskräfte geweckt und gelöst worden, daß dadurch an innerer Energie die Völker erstarkten und innerhalb ihrer eigenen Geschichte zu den größten Leistungen befähigt wurden.

Kein Volk hat sich diesen Segen so angeeignet, wie das deutsche, und seine bedeutendsten Thaten auf dem Gebiete der geistigen Entwickelung, die That der Reformation wie die Vollendung seiner nationalen Litteratur, beruhen auf der Befruchtung, welche der deutsche Geist aus dem Alterthume gewonnen hat. Der Geist des Alterthums ist eine Macht der Gegenwart, eine überall nahe und einflußreiche. Wir ahnen es selbst kaum, wie die Perioden, in denen wir denken und schreiben, die Bilder der Sprache, die wir anwenden, wie der Maßstab unserer Beurtheilung geistiger Erzeugnisse, wie die Formen der Gebäude und Gefäße, wie Kunst und Handwerk unter dem Einflusse jenes Geistes stehen. So ist es allmählich dahin gekommen, daß kein Theil der Menschengeschichte uns näher und innerlich verwandter ist, als das klassische Alterthum.

Diesen Zusammenhang zu erweisen ist auf einer deutschen Universität am wenigsten nöthig, weil hier bei den Lehrern wie bei den Jüngern der Wissenschaft die klassische Bildung der gemeinsame Boden ist, auf welchem sie alle stehen. Aber sie wird nicht nur als die nothwendige Vorbedingung aller Gelehrsamkeit vorausgesetzt, um dann bei Seite gelegt zu werden, sondern es werden fast in allen Fächern die Gelehrten durch eigene Forschung in das Alterthum zurückgeführt, wo alle Wissenschaft zu Hause ist.

Selbst die Theologie kann das heidnische Alterthum nicht verabsäumen, wenn sie, wie es ihre Aufgabe sein

muß, die Entwickelung des religiösen Bewußtseins im ganzen Verlaufe der Menschengeschichte zu verfolgen sucht. Hat man doch längst der oberflächlichen Ansicht entsagt, nach welcher die alten Völker sich gleichgültig gegen das Göttliche verhalten haben sollen, nach welcher ihre Götter nur Spielzeuge der Phantasie und die mächtigste Kraft, welche eine Menschenbrust beseelen kann, die des religiösen Glaubens, ihnen fremd gewesen sein soll. Die Gegensätze im Gottesbewußtsein sind auch in der alten Welt das bewegende Princip der Geschichte gewesen; sie sind es, um deren willen die Völker auseinander gegangen sind und die Sprachen sich gespalten haben. Auch im heidnischen Alterthume erkennen wir die verschiedenen Stufen einer reineren Anschauung des Göttlichen, eines Abfalls zum Götzendienste und der aus dem Götzendienste zum unsichtbaren Gotte zurückstrebenden Sehnsucht edlerer Geister. Auch die klassische Welt hat ihr Prophetenthum; sie hat ihre Ahnungen und Anschauungen, welche erst auf einer höheren Stufe ihre Berechtigung und Erfüllung erlangt haben; es ist, wie der Apostel sagt, der Schatten von dem, was zukünftig war.

Wenn ich aber versuche, der Alterthumskunde unter den geschichtlichen Wissenschaften vorzugsweise den Beruf der Vermittelung zwischen den verschiedenen Studienfächern zuzueignen, kann es nicht meine Ansicht sein, daß sie selbst in vornehmer Abgeschlossenheit inmitten der Wissenschaften throne, den anderen unentbehrlich, sich selbst genügend. Freilich hat sie, wie jede Wissenschaft,

ihre besondere Technik und Methode, deren sorgsame Pflege eine ihrer wichtigsten Aufgaben ist, weil sonst Unordnung und Verwilderung eintritt. Aber daneben hat sie, wie die andern Fächer, ja, ich darf wohl sagen, mehr als alle andern das Bedürfniß eines lebendigen Verkehrs mit den übrigen Zweigen der Gelehrsamkeit.

Denn zunächst, wenn die Philologie sein will, was ihr schöner Name aussagt, Liebe zum Logos, d. h. zu der im Worte sich kundgebenden Thätigkeit des menschlichen Geistes, kann sie dann gleichgültig bleiben gegen das Schöne und Bedeutende, welches in späteren Jahrhunderten dem schöpferischen Menschengeiste gelungen ist? Muß sie nicht streben, den Sinn für künstlerischen Ausdruck des inneren Lebens durch Vergleichung der verschiedensten Leistungen aller Völker und Zeiten auszubilden, und sind nicht in der That für Ilias und Odyssee die Nibelungen und Gudrunlieder ein Schlüssel des Verständnisses geworden, um die ihrer Entstehung nach geheimnißvollste aller Dichtungsarten, das volksthümliche Epos, zu begreifen? Ja die Philologie wird, indem sie die Klänge alter Zeit mit ganzer Seele sich und der Gegenwart aneignet, unwillkürlich zum Nachschaffen und Nachdichten angeregt. Sie muß also von den Dichtern des eigenen Volks die Herrschaft der Sprache lernen; sie muß selbst kunstbewußt und kunstbegabt sein, um die Trümmer der alten Poesie zu beleben, sie hinüber zu tragen in unsere Welt, und nicht bloß um die verlorene Schöne zu klagen, sondern das Wesen antiker Kunst, den

im gebundenen Worte ungebundenen Geiſt kräftig und lebendig darzuſtellen.

Wenn ſich aber die Philologie eine weitere Aufgabe ſtellen muß, als das Vermächtniß der alten Litteratur zu hüten, wenn ſie das Leben der alten Welt im ganzen Umfange zu umfaſſen ſtrebt, und zwar nicht aus einem Gefühle der Ueberhebung und des Uebermuths, wie es die Alten im Bilde des Ixion darſtellten, ſondern aus der Ueberzeugung, daß ſich das Alterthum nicht ſtückweiſe begreifen laſſe: tritt ſie da nicht mit allen Gebieten neuerer Wiſſenſchaft in eine vielſeitige und fruchtbare Verbindung? In anderen Gebieten geſchichtlicher Forſchung iſt eine fachmäßige Abgränzung der verſchiedenen Seiten des Menſchenlebens nothwendig geworden. Die Philologie kann in ihrem Bereiche keine Schranken anerkennen, welche Litteratur und Staatsleben, Recht und Religion von einander trennen. Sie wird, wenn ſie durch die Straßen von Rom und Athen wandert, auf jedem Schritte an die verſchiedenartigſten Beziehungen des menſchlichen Lebens erinnert. Sie kann an den Altären nicht vorübergehen, ohne der Geſchichte des religiöſen Bewußtſeins nachzuſinnen; ſie kann den Berathungen der Volksverſammlungen, den Abſtimmungen der Geſchwornengerichte nicht beiwohnen, ohne den Trieb zu empfinden, auch neuere Rechtsordnungen kennen zu lernen; ſie muß ſich durch Beobachtung und Erfahrung in Stand ſetzen, ein Bild bürgerlicher Zuſtände zu entwerfen, auf daß die Geſchichte des Alterthums nicht wie ein Schattenſpiel

erſcheine, ſondern ſeine Helden vor uns handeln wie Menſchen von Fleiſch und Blut in menſchlicher Geſellſchaft.

Darum iſt für philologiſche Studien nichts hemmender, als die Stubenluft beſchränkter Fachkenntniß, nichts nothwendiger und heilſamer, als eine ausgedehnte Kunde menſchlicher Dinge, und ein guter Philologe muß mit den Alten ſagen, daß ihm nichts Menſchliches ferne ſtehe. Beſſer als alles Andere beweiſt dies die Geſchichte der Wiſſenſchaft. Denn aus keinem anderen Grunde erkennen wir in Scaliger den größten Philologen, als weil er der italiäniſchen Einſeitigkeit gegenüber ſeinen hellen und freien Blick auf alle geiſtigen Intereſſen ausdehnte, und während er an den religiöſen Bewegungen ſeiner Zeit und ſeiner Nation mit Herz und Kopf vollen Antheil nahm, in unermüdlicher Forſchung Morgen- und Abendland, Bibel und Klaſſiker, Grammatik und Sachkunde, Textkritik und chronologiſche Geſchichte in urkräftigem Geiſte umfaßte.

Seit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften ſind die größten Reſultate immer durch die Verbindung verſchiedener Fächer gelungen. In Scaliger's Vaterlande haben die vereinten Beſtrebungen von Jurisprudenz und Philologie den Grund gelegt zu einem großartigen Aufbaue der römiſchen Alterthümer. So wie ſich die Philologie von dieſen weiteren Geſichtspunkten zurückzog, ſank ſie zu den Leiſtungen eines kleinmeiſterlichen Sammelfleißes hinab, bis in neuer Zeit durch Niebuhr und

Savigny die alte Vereinigung wieder hergeſtellt wurde, um in kurzer Zeit Außerordentliches zu leiſten. Niebuhr's Geiſt hat die ganze Philologie mit neuen Lebensſtrömen befruchtet, weil er in ihr Gebiet mit dem umfaſſenden Blicke des Staatsmanns und Hiſtorikers hineintrat, und die außerordentlichen Leiſtungen des Mannes, deſſen Jubelfeſt neulich auch unter uns mit freudiger Theinahme gefeiert worden iſt, beruhen ſie nicht vorzugsweiſe darauf, daß er Geſichtspunkte, welche dem engeren Kreiſe philologiſcher Gelehrſamkeit ferne lagen, zum erſten Male geltend gemacht, daß er ſich nicht begnügt hat, mit dem Auge des Enthuſiasmus die alte Welt zu betrachten, ſondern auch die materiellen Grundlagen der alten Staaten an das Licht geſtellt und ſo eine antike Staatswirthſchaftslehre begründet hat, an deren Möglichkeit vor ihm kaum Einer gedacht hatte, daß er mit dem Geiſte des Hiſtorikers die verwitterten Steinſchriften der Hellenen zu einem zuſammenhängenden Urkundenwerke, zu einem Archive helleniſcher Geſchichte vereinigt, daß er endlich mit dem feinen Sinne eines Mathematikers die Zahl erfaßt hat, wo ſie in Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft eine maßgebende Bedeutung hatte, daß er Maß und Gewicht den Alten nachgewogen und nachgerechnet und ſo eine völkerverbindende Kette, welche vom Euphrat bis zum Tiber reicht, wieder hergeſtellt hat?

So reich belohnt die Philologie den, welcher mit edler Geiſteskraft neue Hülfsquellen der Forſchung ihr eröffnet; denn ſo reich ſie in ſich iſt, ſo kann ſie doch ihrer

Natur nach den anregenden Verkehr mit anderen Wissenschaften nicht entbehren. Im Gefühle dieser Bedürftigkeit erhält sie sich frisch und lebendig; dieser Austausch ist die Bürgschaft ihres Fortschritts, die Quelle ihres Reichthums. Es ist ein Reichthum, welcher nicht zur Selbstüberschätzung und zum Wissensdünkel führen kann. Denn je freier der Umblick, je höher die Gesichtspunkte, je umfassender die Forschung, um so mehr wird sie zu dem Geständnisse genöthigt:

Unser Wissen ist nichts; wir horchen allein dem Gerüchte.

Der Hochmuth des Wissens ist vielmehr dort zu Hause, wo eine beschränkte, einseitige und engherzige Richtung vorherrscht.

Aber auch in sich selbst enthält die Philologie Manches, was ihr die Fähigkeit und den Beruf giebt, zwischen den verschiedenen Zweigen der Gelehrsamkeit ein verbindendes Glied zu sein. Ich denke zunächst an den Gegensatz zwischen Geschichte und Naturkunde, d. h. zwischen dem Gebiete menschlicher Freiheit und dem der natürlichen Nothwendigkeit. Freilich sind es auch im Alterthume freie und sittliche Mächte, welche die Welt bewegen. Aber dennoch, wer will es leugnen, daß hier die Geschichte viel mehr Verwandtschaft mit einem natürlichen Prozesse hat? Denn erstens liegen hier die Entwickelungen geschlossen vor, und wir können die Gesetze nachweisen, nach denen die Völker groß geworden und wieder zurückgegangen sind. Und dann war die ganze alte Welt

mehr dem natürlichen Leben hingegeben, und erſt nachdem ſie ihr Leben vollendet hatte, ein Volk nach dem andern, und mit dem großen Reichscenſus unter Kaiſer Auguſtus das individuelle Leben der einzelnen Völker gleichſam officiell aufgehoben war, da traten die göttlichen Kräfte in das Menſchenleben hinein, und ſeit dem erſten Pfingſtfeſte wirkt ein Geiſt auf Erden, der unberechenbar in ſeiner Kraft die Menſchen nicht mehr zurückſinken läßt in den Bann der Natur, in die Knechtſchaft des natürlichen Werdens und Vergehens. Seitdem iſt alſo ein anderer Maßſtab für die Geſchichte da, weil ganz neue Factoren in dieſelbe eingetreten ſind. Menſchen und Völker können wiedergeboren werden und die Bedeutung ihres Daſeins hängt weſentlich davon ab, wie weit ſie ſich die dargebotenen Heilskräfte der überſinnlichen Welt aneignen.

Ohne die Weihe zu verkennen, welche dadurch das Menſchengeſchlecht und ſeine Geſchichte empfangen hat, dürfen wir doch behaupten, das die vorchriſtliche Zeit ein ganz beſonderes Intereſſe hat, indem ſie uns die Geſchichte in ihrer rein menſchlichen Geſtalt vor Augen führt und weil die betrachtende Wiſſenſchaft ihr Ziel hier am vollſtändigſten erreichen kann. Derſelbe Gott, der heute regiert, hat auch die alte Welt gelenkt, er hat ſich auch ihr bezeugt und hat ſeinen Geiſt aufleuchten laſſen in Sokrates und Plato, aber er hat die Völker ihre Wege dahingehen laſſen, auf daß ſie in der verſchiedenſten Weiſe zeigen ſollten, was aus natürlicher Kraft der Menſch vermöge.

In dieſer Beziehung glaube ich von einer Analogie reden zu dürfen, welche zwiſchen der Geſchichte der alten Völker und der Naturkunde beſteht. Die Völker ſind Kinder ihres Landes. Die Begabung des Bodens, die Beſchaffenheit der Atmoſphäre, die Verhältniſſe der Temperatur, die Nähe oder Ferne des Meeres, die Form der Küſte ſind maßgebende Bedingungen der Volksgeſchichte. Ein Athen iſt nicht denkbar als an dem Platze, wo es die Hellenen gegründet haben, nur in dieſer Luft, auf dieſer Halbinſel, in der Nähe dieſer marmor- und ſilberhaltigen Gebirge. Auch die Hauptplätze neuer Cultur werden immer einen Theil ihrer Bedeutung der natürlichen Lage verdanken, aber jeder Fortſchritt der Cultur iſt eine Befreiung von dieſen Beſtimmungen, ein Zurückdrängen der natürlichen Einflüſſe, eine Entfeſſelung des Geiſtes.

Während nun die älteren Völker des Alterthums in jener natürlichen Gebundenheit mehr oder weniger geblieben ſind, haben ſich die klaſſiſchen Völker zu einer Freiheit des geiſtigen Lebens erhoben, welche innerhalb der gegebenen Beſchränkung das höchſte Maß reicher Entfaltung gewonnen hat. Hier alſo finden wir den vollen Reiz freier Geſchichtsentwickelung mit der Klarheit und Ueberſichtlichkeit eines organiſchen Lebens und der Nothwendigkeit eines Naturproceſſes verbunden.

Ja, auch der wichtigſte Gegenſtand aller Philologie, der Schlüſſel jedes Verſtändniſſes und zugleich das unergründliche Gebiet tiefſter Forſchung, die Sprache, — ſteht ſie

nicht recht eigentlich in der Mitte zwiſchen Geſchichte und Naturkunde, iſt ſie nicht beiden Gebieten der Wiſſenſchaft innerlich verwandt? Auf der einen Seite ein natürlich Gewordenes, das keines Menſchen Witz erſonnen und gebildet hat, das aus der Natur des menſchlichen Weſens mit Nothwendigkeit hervorgeht und deſſen Geſtaltung von der Willkür des Einzelnen eben ſo unabhängig iſt, wie der Organismus des Leibes und wie der Bau der Pflanze; auf der anderen Seite aber eine freie That des Geiſtes, welcher nirgends den Stoff ſelbſtſtändiger zu beherrſchen ſcheint. Darum giebt es kein treueres Abbild des Volks- und Menſchengeiſtes als die Sprache; mit der Feſtſtellung ſeiner Sprache beginnt die ſelbſtſtändige Geſchichte jedes Volks, und der Einzelne bekundet ſeine geiſtige Reife, indem er der Sprache mächtig iſt. So wunderbar vereinigt ſie in ſich das Weſen freier Selbſtbeſtimmung und natürlicher Entwickelung, ſo durchdringt ſich in ihr Freiheit und Nothwendigkeit.

So iſt, glaube ich, die Philologie auch durch die Natur ihrer Objecte zu einer vermittelnden Stellung zwiſchen den Studienfächern der Univerſität berufen, und da es ſich hierbei nicht um Vorrang und Vorrechte handelt, ſondern nur um die Gunſt einer allſeitigen Theilnahme, ſo dürfte ich wohl hoffen keinem Widerſpruche zu begegnen, wenn nicht vielleicht ein Punkt mit ſcheinbarer Gültigkeit mir entgegen gehalten werden ſollte.

Alle Achtung, ſagt man den Philologen, vor euren Studien; unſchätzbar iſt ihre ſorgſame Pflege, um unſere

Jugend zu wiſſenſchaftlichem Streben heranzubilden. Aber ihr könnt es Niemand verargen, wenn ſich das vorwiegende Intereſſe den Wiſſenſchaften zuwendet, welche jetzt in voller Entwickelung vorwärts ſchreiten. Man muthet alſo der Philologie eine beſcheidene Zurückhaltung zu; man weiſt ihr gleichſam einen anſtändigen Witwenſitz an mit allerlei nützlichen Beſchäftigungen für ihre alten Tage. Das Alterthum liegt ja abgeſchloſſen hinter uns. Man darf es nicht ungeſtraft bei Seite laſſen, man ſoll fortfahren die Claſſiker zu leſen, zu erklären und zu verbeſſern; aber wo iſt da Gelegenheit zu neuen Ergebniſſen der Wiſſenſchaft, welche im Stande wären eine allgemeine Theilnahme zu erwecken?

Freilich iſt das Alterthum etwas Abgeſchloſſenes und hinter uns Liegendes, aber das Alte iſt darum nicht abgethan. Die Berge ſtehen da ſeit den Tagen der Schöpfung und doch findet man immer neue Metalladern und neue Schätze, welche den Menſchen unerwartete Dienſte leiſten. Wer ſagt euch denn, daß die Schachte des Alterthums erſchöpft ſeien? Wie die Natur nach den verſchiedenen Frageſtellungen immer andere Antworten giebt, in ſich ein ewig Gleiches und doch jeder Generation ein Anderes und Neues, ſo auch das Alterthum, deſſen Auffaſſung von der geiſtigen Richtung jedes Zeitalters weſentlich bedingt iſt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ſich in Deutſchland eine Nationallitteratur bildete, wurde auch das Alterthum neu erfaßt und die Kunſtwerke, längſt zur

Anſchauung ausgeſtellt, fingen an zu reden. Als dann am Ende des Jahrhunderts die ungeheure Erſchütterung der geſellſchaftlichen Ordnung die Geiſter aller Orten aus gewohntem Treiben erweckte, als Alles in Frage geſtellt wurde, was bis dahin gegolten hatte, da konnte auch der Wiſſenſchaft nirgends mehr das Oberflächliche genügen, nirgends das Herkömmliche und Angenommene als ſolches ſich behaupten. Mit der Gegenwart veränderte ſich auch das Alterthum, und das Rom, welches aus den Niebuhrſchen Forſchungen auftauchte, war wie eine neue Welt, von welcher in den alten Theſauren nichts zu finden war.

Nun verband ſich mit der Tiefe der Forſchung von neuem die Weite der Umſicht. Denn wie es dem Wanderer geht, welcher in der Morgendämmerung ein Gebirgsland überblickt: erſt ſieht er nur vereinzelte Spitzen, welche in das Sonnenlicht hervorragen wie Inſeln im Meere; aber wie die Sonne ſteigt, ſo treten allmälich die Bergjoche hervor, dann auch die tieferen Thäler mit den Schluchten und Wegen, welche die Gipfelhöhen unter einander verbinden, und endlich liegt die Gegend in großem Zuſammenhange dem Auge unverſchleiert vor: ſo iſt es auch mit dem Alterthume gegangen. Denn es iſt nicht lange her, ſeit Rom und Athen auf einſamen Höhen lagen, wie unvermittelte Wundererſcheinungen, während jetzt immer deutlicher ein großer Zuſammenhang zu Tage tritt; eine allgemeine Geſchichte der alten Welt, von welcher man vor Kurzem noch keine Ahnung hatte.

Ein ſolcher Fortſchritt war nicht anders möglich, als durch Auffindung neuer Erkenntnißmittel, welche der Geſchichtskunde eben ſo weſentliche Dienſte leiſten, wie der Naturwiſſenſchaft die Erfindung neuer Inſtrumente. Namentlich ſind die Sprache und die Denkmäler als neugewonnene Geſchichtsquellen zu betrachten. Denn ſeit man in der Sprache einen natürlichen Organismus erkannt hat, iſt ſie nicht nur des einzelnen Volkes älteſte Urkunde, ſondern weit über ſeine Geſchichte hinaus reicht nun die urkundliche Kenntniß; der Stammbaum der Völker kann mit immer größerer Vollſtändigkeit und Sicherheit wieder hergeſtellt werden und durch die vergleichende Sprachwiſſenſchaft iſt nicht nur in den großen Zuſammenhang der Menſchengeſchlechter ein neuer Blick eröffnet, ſondern auch in die natürliche Beſchaffenheit und die Eigenthümlichkeit der einzelnen Völker.

Die andere Erkenntnißquelle finde ich in den Denkmälern des Alterthums. Nur der Stumpfſinn kann es einen Zufall nennen, daß erſt die Schätze der alten Litteratur wieder aufgefunden ſind und dann, als dieſe zum großen Theil verarbeitet waren, die Maſſe der Denkmäler mit dem Boden, welchem ſie angehören. Der tiefer Schauende muß darin eine Vorſehung anerkennen, deren Verſtändniß uns die Bürgſchaft giebt, daß auch das wiſſenſchaftliche Leben und Fortſchreiten der Menſchheit nach göttlichen Plänen geleitet wird.

Wenn nun in Folge großartiger Entdeckungen faſt alle Hauptſtätten der alten Geſchichte wieder aufgefunden

worden ſind, wenn der Gang der alten Cultur in den religiöſen Urkunden von Indien und Iran einen Anknüpfungspunkt gewonnen hat, wenn die Cultur von Babel und Aſſur aus dem Schutthaufen Meſopotamiens wieder aufgetaucht iſt, wenn die perſiſchen Reichsurkunden in Bild und Schrift uns deutlich vorliegen, wenn Aegypten mit dem ſtarren Ernſte ſeiner viertauſendjährigen Geſchichte an das Tageslicht getreten und dadurch nicht nur ein breiter und tiefer Hintergrund gewonnen iſt für Griechenland und Rom, ſondern auch die Quelle mannigfaltiger Cultur, die aus jenen Ländern gefloſſen iſt, ſich nachweiſen läßt: ſo darf ſich die Alterthumswiſſenſchaft wohl neben die Naturwiſſenſchaften ſtellen; denn den wiſſenſchaftlichen Werth der Entdeckungen wird an dieſer Stelle Niemand von dem Geſichtspunkte praktiſcher Nutzbarkeit abhängig machen. Die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften vermögen freilich nicht unerkannte Kräfte aufzubieten, um dieſelben als Sendboten und Laſtthiere dem Menſchen dienſtbar zu machen, aber ſie vertiefen des Menſchen eigenſtes Bewußtſein, indem ſie die lebende Generation in Verbindung ſetzen mit verſchollenen Thatſachen, die vor Jahrtauſenden der menſchliche Geiſt hervorgebracht hat.

Mühſam ringt die Wiſſenſchaft mit dem aufgehäuften Stoffe; ſie ſtrebt darnach, die Wechſelbeziehungen der verſchiedenen Völkerracen und Einzelvölker der alten Welt zu enträthſeln; ſie ſucht eine allgemeine Geſchichte der Religion, der Cultur, der Kunſt, der Schrift im Alter-

thume zu begründen, und von den großen Erweiterungen der hiſtoriſchen Kenntniß bleiben auch ſelbſt die engſten Fachſtudien des Philologen nicht unberührt. Schon können die Keilſchriften auf dem heiligen Berge an der Oſtgrenze Aſſyriens benutzt werden, um den Text Herodots feſtzuſtellen und zu erklären.

Wenn alſo das Intereſſe, das im Kreiſe der Univerſitätsſtudien die Alterthumskunde in Anſpruch nehmen will, von der Bewegung der Wiſſenſchaft abhängig iſt, ſo kann man dreiſt behaupten, daß an wichtigen Entdeckungen kein Theil der Geſchichte in neueſter Zeit reicher geweſen iſt, daß keine ſo wie dieſe in gährender Bewegung und lebendigem Fortſchritte begriffen iſt.

Freilich giebt es eine Philologie, welche ſich gegen alles neue Licht, das in ihre Bücherkammer fällt, abſperrt und den engſten Kreis der Studien ängſtlich innehält. Aber an unſerer Univerſität iſt von jeher die Philologie in anderem Sinne und größerem Stile gepflegt worden. In dieſem Sinne iſt ſie hier von Geßner begründet worden, der ſchon mit ſicheren Zügen die weite Aufgabe der Wiſſenſchaft andeutete. Nach ihm hat Heyne, ein Mann voll Sinn für das Ganze und Große, hier eine philologiſch-hiſtoriſche Schule begründet, in welcher quellenmäßige Forſchung und lebendige Anſchauung des Alterthums gefordert wurde. Unberechenbar iſt der Einfluß, welcher von dieſer Schule ausgegangen iſt. Sie hat recht eigentlich den Blick geöffnet für eine umfaſſende Geſchichte des Alterthums. Hier ſind durch Heeren die

Handels- und Verkehrsverhältniſſe zuerſt in den Geſichtskreis der Philologie hereingezogen worden; hier ſind die von Niebuhr, dem Vater, der von Göttingen aus ſeine ruhmvolle Wanderung antrat, abgeſchriebenen Keilſchriften zuerſt entziffert. Von Heyne und Heeren bekennt der Geſchichtſchreiber Aegyptens, welcher durch eigene Arbeit und Anregung Anderer die ägyptiſche Wiſſenſchaft unter den Deutſchen begründet hat, die ganze Anregung zu ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen empfangen zu haben, und auch die Forſchung über den Zuſammenhang Griechenlands und Phönitiens, welche neuerdings ſo wichtig geworden iſt, wurde ſchon im Jahre 1793 durch eine Göttinger Preisfrage angeregt.

Auf dem engeren Gebiete der klaſſiſchen Alterthumskunde war Heyne der Vorgänger von Wolf und von Böckh, aus deſſen Schule O. Müller, welcher hier in die von Heyne geebnete Bahn eintrat, ſtammte. Wie Müller ſich am Eingange ſeiner erſten Schrift an die Küſte von Attika ſtellt, um dort das Meer von Aegina zu überſchauen, ſo war es ihm Bedürfniß, ſich überall mit lebendiger Seele mitten in das Alterthum zu verſetzen, es als ein Ganzes aufzufaſſen und zu durchdringen, überall Leben verbreitend, neue Geſichtspunkte anregend, Fernliegendes glücklich verbindend. Für kein Menſchenleben hätte man geglaubt, mehr eine lange Dauer in Anſpruch nehmen zu dürfen, als für das ſeinige, deſſen Forſcherpläne ſo großartig angelegt waren. Zu ſeiner Thätigkeit ſtand nach manchen Rückſichten die ſeines Nachfolgers in einem

Gegenſatze, da das Beſtreben desſelben vorzüglich darauf zielte, das Erkannte zu umfaſſen, die Ergebniſſe der Wiſſenſchaft zu ordnen und feſtzuſtellen. Er gehört in die Reihe der großen Conſervatoren der Wiſſenſchaft, welche aus tiefem und ernſtem Verlangen nach abgerundetem Wiſſen die Unterſuchung an beſtimmte Zielpunkte zu führen und in feſter Form abzuſchließen geneigt ſind. Doch iſt der Gegenſatz zwiſchen Männern, wie Müller und Hermann, nur ein ſcheinbarer. Denn in Wahrheit iſt der Wiſſenſchaft nichts heilſamer, förderlicher und nothwendiger, als ein ſolcher Wechſel von Beſtrebungen, von denen die einen mehr anregender, die andern mehr abſchließender Natur ſind, jene neue Saat auszuſtreuen, dieſe die Erndte einzufahren befliſſen ſind.

Ein wirklicher Abſchluß freilich wird nicht erreicht und die vorwärts eilende Forſchung ſprengt immer von Neuem die ſpröde Form der in Paragraphen geordneten Lehrſätze. Dieſe Erfahrung darf uns nicht entmuthigen. Denn darin liegt die Weihe der Wiſſenſchaft, daß ſie niemals fertig wird. Darin unterſcheidet ſich unſer Beruf von dem gewöhnlichen Treiben der Welt, daß hier nach nahen, greifbaren Zielen gejagt wird, während die Zielpunkte unſerer Arbeit idealer Natur ſind und jenſeits der Gegenwart, jenſeits der eigenen Lebensfriſt liegen. Es iſt eine ſelbſtverläugnende und ſelbſtvergeſſende Thätigkeit, welche die Forſchung von uns verlangt; dadurch behütet ſie uns vor jedem ſatten Wiſſensdünkel und lehrt uns erkennen, daß nicht der volle Beſitz der Wahrheit,

ſondern das raſtloſe Streben nach ihr das Weſen menſchlicher Wiſſenſchaft iſt.

In einem ſolchen Streben faßt die Univerſität Lehrende und Lernende zuſammen. Das iſt die wahre geiſtige Gemeinſchaft, die auch bei dieſer Feier uns von Neuem in das Bewußtſein treten ſoll. Zu dieſem Streben verpflichten ſich Alle, welche unſerm Gemeinweſen ſich anſchließen, und darum verbindet ſich unſere Univerſitätsfeier mit der öffentlichen Handlung, in welcher das erfolgreiche Streben gekrönt wird und neue Ziele des Strebens aufgeſtellt werden.

3.

Der Weltgang der griechiſchen Cultur.

Als wir im vorigen Jahre zur akademiſchen Feier hier verſammlt waren und unſere Gedanken ſich mit dem beſchäftigten, was bei aller Mannigfaltigkeit der Fachſtudien als die gemeinſame Aufgabe unſerer wiſſenſchaftlichen Arbeit angeſehen werden könnte, fanden wir einen ſolchen Mittelpunkt in der hiſtoriſchen Forſchung, welche darauf ausgeht, in Natur und Menſchenwelt die gegebenen Thatſachen zu begreifen. Aber wie weit gehen doch die beiden Richtungen dieſer Forſchung auseinander! Der Naturforſcher fühlt ſich am Ziele, wenn er das Geſetz erkannt hat, nach welchem ſich unabänderlich dieſelben Erſcheinungen unter gleichen Bedingungen wiederholen müſſen. Aber wann iſt der Geſchichtsforſcher am Ziele, wann kann er auch auf einem noch ſo eng begränzten Gebiete die Unterſuchung für geſchloſſen anſehen! Denn wenn durch Sammlung, Prüfung und Sichtung der Ueberlieferung die Thatſachen feſtgeſtellt und nach ihrer Zeitfolge geordnet ſind, was wiſſen wir dann von dem Volke, deſſen Geſchichte uns beſchäftigt? Nicht mehr als

Digitized by Google

wir von einem Menſchen wiſſen, deſſen äußeren Lebensgang wir uns haben erzählen laſſen. Unſere Theilnahme wird angeregt und der Wunſch geweckt, ihn näher kennen zu lernen. Jede nähere Bekanntſchaft aber beginnt erſt dann, wenn ſein inneres Leben uns entgegentritt, wenn wir ſeinen Bildungsgang, ſein ſittliches Streben, ſeine wiſſenſchaftlichen Ziele kennen lernen. Haben wir dieſen Genuß des inneren Verkehrs gekoſtet, ſo erhalten nun auch alle äußeren Thatſachen, welche bis dahin nur die Neugierde befriedigen konnten, eine tiefere Bedeutung für uns.

Ebenſo iſt es mit der Völkergeſchichte. Die Völker ſind ja auch in gewiſſem Sinne Individuen; es ſind geſchichtliche Perſönlichkeiten, welche unter dem Einfluſſe unendlich vieler Beſtimmungen äußerer und innerer Art ihr eigenthümliches Gepräge erhalten haben, und das, was am Ende doch unſer höchſtes Intereſſe in Anſpruch nimmt, iſt das Verſtändniß ihres Charakters. Die Wiſſenſchaft ſucht dieſes Intereſſe zu befriedigen, und wie der Naturforſcher von dem Aeußeren der Pflanze auf die verborgene Bewegung ihrer Säfte, von dem Gliederbau des Thierkörpers auf den innerlichen Lebensproceß übergeht, ſo dringt auch der Hiſtoriker immer mehr von außen nach innen vor, um in der Mannigfaltigkeit der Ereigniſſe den einheitlichen Zuſammenhang, in dem Geſchehen das Werden, in den Erſcheinungen die wirkenden Kräfte zu erkennen. Aber bei der geſchichtlichen Entwickelung ſind keine Geſetze mathematiſcher

oder phyſikaliſcher Art nachzuweiſen; hier laſſen ſich die Faktoren nicht zu Formeln verbinden, welche den Schlüſſel des Verſtändniſſes bilden; wir ſtehen auf dem Gebiete ſittlicher Freiheit. Darin liegt der große Reiz, aber auch die unendliche Schwierigkeit derjenigen hiſtoriſchen Forſchung, welche wir die culturgeſchichtliche nennen können.

Sie iſt in weſentlichen Punkten von der äußeren Geſchichte unterſchieden. Sie iſt arm an Quellen; denn nur die äußeren Thatſachen, welche Aufſehen erregen, werden von den Zeitgenoſſen bezeugt und dem Gedächtniſſe der Nachkommen aufbewahrt, aber nicht die täglichen Lebensgewohnheiten. Im Stillen, allmählich und unbewußt vollzieht ſich die innere Entwickelung der Völker; die wichtigſten Einflüſſe ſind vollendet, wenn das Selbſtbewußtſein erwacht, und was an Denkmälern alter Cultur erhalten iſt, kann wohl von den Höhenpunkten gewiſſer Richtungen, aber nicht von dem bis dahin zurückgelegten Wege Zeugniß geben.

Die Culturgeſchichte hat aber noch ganz andere Gebiete; ſie geht in jeder Richtung über die ſcharf gezogenen Gränzen der Staatengeſchichte hinaus. Völker, welche nach geſchichtlicher Ueberlieferung in keinerlei Beziehung zu einander geſtanden haben, treten wie zu einem engen Familienkreiſe zuſammen. Man erforſcht mit einem Eifer, welcher faſt den Sinn für das Eigenthümliche der einzelnen Völker abzuſtumpfen droht, die gemeinſamen Sagen und Sitten der indogermaniſchen Nationen und ſucht dann wiederum die kreuzenden Einflüſſe, welche aus

der Vermischung verschiedener Völkerfamilien hervorgehen, nachzuweisen. Die Culturgeschichte geht aber nicht nur über die historischen Anfänge der Völker zurück, sondern auch über die Schlußpunkte der Staatengeschichte hinaus und begleitet die Bildung, welche ein Volk im Verlaufe seiner Geschichte erworben hat, auf ihrer Wanderung zu anderen Völkern. Hier gerade treten uns am deutlichsten die Spuren eines großen Zusammenhangs, eines geschichtlichen Organismus entgegen.

Nirgends ist das Verhältniß von Staaten- und Culturgeschichte merkwürdiger als in Griechenland. Einerseits sind sie beide auf das Engste mit einander verbunden; denn nirgends ist die Cultur eines Volks im Staate, in der Religion, in Kunst und Wissenschaft so scharf ausgeprägt wie bei den Hellenen. Keine Cultur — ich rede von der höhern Geistesbildung — tritt uns so ursprünglich und volksthümlich entgegen wie die griechische. Andererseits hat sie sich so von ihrem Volke abgelöst und steht in einem so weltgeschichtlichen Zusammenhange, daß sie nicht einer Nation, sondern der Menschheit anzugehören scheint. Es ist, als ob für sie, nicht für sich das Volk gelebt habe. Darum knüpft sich auch an seine äußere Geschichte kein höheres Interesse, als daß sie uns nachweist, unter welchen Verhältnissen solche Ergebnisse innerer Entwickelung zur Reife kommen konnten. Ja es tritt erst nach Abschluß der Staatengeschichte, nach dem politischen Tode des Griechenvolks die wahre Macht desselben zu Tage, indem sein unsterblicher Theil, das ist,

ſeine geiſtige Bildung, durch den Abbruch hinfälliger Formen zu frei wirkender Geltung kommt. Kein Volk, welches in eine höhere Entwickelung eingetreten iſt, hat ſich dieſer Macht entziehen können; es muß ihren Einfluß abwehren oder anerkennen, und die Stellung, welche es ihr gegenüber einnimmt, iſt bis auf den heutigen Tag für die Bildungsſtufe der Menſchen und Staaten entſcheidend geblieben. Dieſe unvertilgbare, von Land zu Land ſchreitende, durch alle Jahrhunderte fortwirkende, aus Schutt und Vergeſſenheit immer neu erſtehende Lebenskraft der griechiſchen Cultur iſt gewiß eine der denkwürdigſten Thatſachen menſchlicher Geſchichte. Geſtatten Sie mir, die Stellung, welche die verſchiedenen Völker zu ihr eingenommen, in kurzem Ueberblicke anzudeuten; es iſt eine Betrachtung, welche uns aus den fernſten Welt- und Zeiträumen mitten in die Gegenwart und in den Feſtſal unſerer Univerſität zurückführt.

Die griechiſche Cultur hatte noch lange nicht ihre volle und allſeitige Entwickelung gewonnen, als ſie ſchon von den anderen Völkern gewürdigt und anerkannt wurde. Wo griechiſche Anſiedler an fremden Küſten landeten, begründeten ſie eine höhere Lebensordnung, welche die Bewunderung der barbariſchen Stämme erwecken mußte. Sie lehrten ſie mildere Sitten und behaglichere Lebensgewohnheiten annehmen, das Land vortheilhafter anbauen und in einen gewinnreichen Verkehr eintreten. Die Freundſchaft, welche der hiſpaniſche König Arganthonios den Phokäern erwies, indem er ſie einlud zu ihm über-

zuſiedeln, und, als ſie die Heimath nicht aufgeben wollten, von ſeinem Gelde ihre Stadtmauern aufbauen ließ, iſt ein Zeugniß jener dankbaren Anerkennung, welche die Barbaren ihren griechiſchen Handelsfreunden zollten. Indeſſen war dieſe Anerkennung griechiſcher Cultur für die Griechen ſelbſt kein ungetrübtes Glück. Denn dieſelben Städte, welche man ihrer Bildung und ihres Wohlſtandes wegen bewunderte, reizten auch die Eroberungsluſt der Nachbarſtaaten, und ſo geſchah es, daß um dieſelbe Zeit, in welcher die Blüthe der griechiſchen Küſtenorte von den Binnenländern erkannt wurde, auch die Kämpfe mit den Barbaren begannen und die erſten Nothſtände griechiſcher Städte eintraten.

Denn dies gerade iſt eine merkwürdige Thatſache, wir können ſagen, ein Geſetz in der Geſchichte der griechiſchen Cultur, daß jedes Mal, wenn ein Theil des Volks die Selbſtändigkeit einbüßt, ſeine Bildung in neuen Kreiſen Anerkennung und Einfluß gewinnt, als wenn die Vorſehung darin eine Entſchädigung für das verlorene Gut der Freiheit hätte geben wollen.

Cröſus war, wie Herodot bezeugt, der erſte unter allen Barbaren, welcher griechiſche Städte zinspflichtig gemacht hat, und dieſe erſte Unterwerfung der Hellenen iſt wiederum ein Sieg derſelben, eine geiſtige Eroberung geweſen, und ihr erſter Zwingherr war zugleich einer der erſten Philhellenen. Hatten doch ſeine Kriege keinen anderen Zweck, als die Hülfsmittel der Küſtenſtädte ſeinem Reiche zuzueignen, war er doch auf das Eifrigſte

befliſſen, die Blüthe des griechiſchen Lebens nicht nur zu ſchonen, ſondern auch auf alle Weiſe zu pflegen. Griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft zog er an ſeinen Hof; er ehrte mit freigebiger Hand die Orakel, beſchenkte die jenſeitigen Städte und half die Tempel griechiſcher Gottheiten prachtvoll erneuern. Sein Ziel war kein anderes als die Herſtellung eines Reichs, in welchem griechiſche Bildung herrſchte.

Ganz entſprechende Verhältniſſe finden wir in Aegypten. Nachdem ſich das Land einmal dem Fremdenverkehre geöffnet hatte, dauerte es nicht lange, bis daß die eigentliche Stärke des Pharaonenreichs auf den Griechen beruhte. König Amaſis, welcher die Städte auf Cypern zinspflichtig machte, war zugleich, wie Cröſus, ein voller Philhellene, gaſtfreundlich gegen alle Griechen, immer bereit, den Ankommenden Plätze zur Anſiedelung und zur Gründung von Altären zu geben; er ſuchte Freundſchaft mit griechiſchen Fürſten, Familienverbindung mit griechiſchen Städten; er ſteuerte, wie ein Hellene, zum Aufbaue des delphiſchen Tempels und beſchenkte die heiligen Stätten helleniſcher Götterverehrung.

Unter allen Barbaren aber, welche mit den Griechen in Berührung gekommen ſind, iſt ihnen kein Volk ſo ſtolz und feindſelig gegenüber getreten, wie die Perſer. Sie hatten einen Widerwillen gegen das griechiſche Weſen, wie ſie dasſelbe in Jonien kennen lernten; ſie verabſcheuten den Bilderdienſt und konnten Bürger, die den ganzen Tag auf dem Markte mit Hin- und Herreden

zubrachten, nicht als rechte Männer anerkennen. Wir wissen, wie Kyros die Hellenen verachtete, und wie seine Nachfolger, die Achämeniden, die Bekämpfung der Griechen als das Ziel ihrer Politik verfolgten. Und doch, wie bald ändert sich das Verhältniß, wie bald zeigt sich auch hier ein Verständniß für die Bedeutung griechischer Cultur!

Wir sehen, wie griechische Wissenschaft und zwar zuerst die Wissenschaft griechischer Aerzte, vor denen die Kunst des Morgenlandes zu Schanden wird, Achtung und Einfluß am Perserhofe gewinnt; der Perserkönig kennt keinen größeren Wunsch als Städte zu besitzen, in welchen Männer wie Demokedes gebildet werden können. Er kennt die Bedeutung der Jonier für sein Reich; er macht sich ihre Klugheit und Tüchtigkeit bei seinen Feldzügen zu Nutze; er nimmt aus ihnen seine Rathgeber, er führt die griechische Sprache als eine Reichssprache ein; er läßt durch griechische Männer die Gränzmeere seines Reichs auskundschaften, und trotz ihres Bilderhasses konnten sich die Perser dem Eindruck griechischer Kunst nicht verschließen, wie sie dieselbe zuerst in Sardes kennen gelernt hatten. Schon Kyros hatte Bildwerke von dort weggeführt, um sie in den Binnenstädten seines Reiches aufzustellen, und griechische Künstler, wie Telephanes, arbeiten für die Paläste des Darius und Xerxes. Auf ihrem Rachezuge gegen Athen huldigen die Perser den Gottheiten von Delos; die Eroberungen der Städte werden benutzt, um ihre Einwohner mitten in das Per-

ſerreich zu verpflanzen und dieſem neue Lebenskräfte und Bildungsſtoffe zuzuführen. Wie wenig aber auch der große Völkerkrieg ein zerſtörender ſein ſollte, zeigt am Beſten Mardonios, der kühnſte Vorkämpfer Aſiens gegen Europa. Denn er war ſo wenig geſonnen, das helleniſche Leben zu zerſtören, daß er ſelbſt in Jonien die alten Verfaſſungen mit ihrer freien Gemeindeordnung herſtellte, und vor der Schlacht bei Platää ſehen wir ihn zu Gaſt geladen in der Stadt der Thebaner, um ihn her an jeder Tafel einen Perſer und einen Griechen vereinigt. Es war ein Freundſchaftsmahl zwiſchen den beiden einſt ſo feindſeligen Nationen, ein Vorſpiel jener Verſöhnungsfeſte des Abend- und Morgenlandes, wie ſie Alexander in Suſa veranſtaltet hat.

So ſehen wir, wie bei den Hauptfeinden des griechiſchen Volks, bei den Lydern, Aegyptern und Perſern an Stelle des Haſſes und der Verachtung eine Anerkennung ſich geltend macht, welche die helleniſche Cultur ihnen abnöthigt. Es iſt keine reine philhelleniſche Geſinnung, keine freie Hingebung an die unverkennbare Ueberlegenheit des helleniſchen Geiſtes, ſondern eine mehr oder weniger klare Vorſtellung von der Macht der griechiſchen Cultur und die Erkenntniß der großen Vortheile, welche den orientaliſchen Staaten aus der Verbindung mit den Griechen erwachſen müßten. Von dieſem Standpunkte aus wurden die Barbarenkönige Philhellenen.

Ganz andere Geſichtspunkte treten uns bei den Völkern entgegen, welche den Griechen ſtammverwandt waren,

bei den Völkern des breiten Berglandes, von dem die eigentlichen helleniſchen Landſchaften nur ſüdliche Verzweigungen ſind. Bei ihnen war ein näheres Verſtändniß der helleniſchen Cultur, eine innerliche Aneignung derſelben möglich; ſie konnten ſelbſt zu Hellenen werden, und je mehr ſich dieſe Völker durch friſche Naturkraft den erſchöpften Kleinſtaaten überlegen fühlten, um ſo eher konnten hier begabte Fürſtengeſchlechter den Gedanken faſſen, ſelbſt in die griechiſche Geſchichte einzutreten, ſie über die engen Gränzen ihrer Heimath zu erweitern und die Kräfte aller griechiſchen Stämme unter königlicher Obmacht zu vereinigen. Dieſer Gedanke tauchte zuerſt in Theſſalien auf; die Ausführung blieb den Macedoniern vorbehalten. Freilich war dies Volk ſelbſt den Hellenen ſehr entfremdet, aber eine Vermittelung bildeten die Familien griechiſcher Abkunft, welche im macedoniſchen Hochlande Fürſtenmacht erlangt hatten; zu ihnen gehörte das Königshaus der Argeaden, welche es verſtanden, die macedoniſchen Stämme um ſich zu ſammeln, ein Reich zu ſchaffen, dies Reich gegen die Küſte auszudehnen und zunächſt in ihrem eigenen Gebiete griechiſche Cultur einzuführen. Dies Werk begann der erſte macedoniſche Alexander, der während der Noth des Perſerkriegs in griechiſchem Intereſſe unabläſſig thätig war, der Freund Pindars, der Gaſtfreund Athens, der mit dem Namen des Philhellenen geehrt und in Olympia ſelbſt als Hellene anerkannt wurde. Den zweiten Schritt that Philipp, indem er den helleniſirten Staat zu einer Großmacht

erhob und die Hülfskräfte der ganzen macedoniſch-griechiſchen Halbinſel unter ſeine Gewalt brachte. So war die geiſtige Macht, welche auch die Barbaren anerkannt hatten, mit äußerer Macht verbunden; die Klugheit der Griechen mit der Naturkraft der Bergvölker, welche von allen verweichlichenden Einflüſſen der Cultur unberührt geblieben waren. Was konnte einer ſolchen Macht widerſtehen!

Im Gefühle dieſer Siegeskraft zogen um dieſelbe Zeit die beiden Alexander aus, der Epirote nach Italien, der Macedonier nach Aſien, Beide von der Ueberzeugung belebt, daß die griechiſche Cultur eine Macht ſei, welche die Welt durchdringen müſſe. Die Ueberzeugung war richtig, aber ſie irrten, wenn ſie glaubten, dieſen geiſtigen Sieg durch Waffengewalt und nach ihren Plänen ausführen zu können.

Der Schüler des Ariſtoteles glaubte ein voller Hellene zu ſein und doch fehlte ihm das erſte Kennzeichen des wahren Hellenen, der Sinn für das Maß und die ſittliche Scheu vor unbeſonnener Ueberhebung. Das maßlos Begonnene zerfiel, ehe es gegründet war. Nicht auf einmal, nicht in dem großen Maßſtabe und der glänzenden Weiſe, wie es der ſelbſtſüchtige Eroberer erſtrebt hatte, ſondern allmählich, in kleinen Kreiſen, vollzog ſich die beabſichtigte Wirkung. Im Innern der Städte wirkte der helleniſche Geiſt, indem ſich Gemeinweſen bildeten, wie ſie der Orient noch nicht gekannt hatte, Bürgerſchaften, verfaſſungsmäßig gegliedert und geordnet und von ſelbſt-

Digitized by Google

gewählten Vorſtänden regiert. Auch die Fürſten achteten und ſchätzten dieſe republikaniſchen Ordnungen und die ſyriſchen Könige bewarben ſich ſelbſt um Gemeindeämter in Antiochien. Hier bildete ſich alſo ein neues Philhellenenthum; es beruhte auf einer Pietät, wie ſie von Pflanzſtädten der Mutterſtadt erwieſen wurde. Die neuen Städte waren Pflanzſtädte, aber nicht, wie die alten Colonieen, von einzelnen Städten ausgeſendete, ſondern überall hatten ſich Hellenen der verſchiedenſten Herkunft zuſammen gefunden. Darum wendete ſich das gemeinſame Heimathsgefühl vorzugsweiſe der Stadt zu, in welcher zuerſt die Volksbildung eine ſolche allgemeine Gültigkeit erlangt hatte, daß ſie als die gemeinhelleniſche angeſehen werden konnte. So empfing Athen ſchon die Erſtlinge von der Siegesbeute Alexanders, die Perſerrüſtungen aus der Schlacht am Granikos, und während die Stadt ſelbſt kraft- und thatenlos darniederlag, wurde ſie mit Lorbern geſchmückt und erhielt, als die geiſtige Metropole der orientaliſchen Städte, eine neue Glorie. Das waren die unſterblichen Ehren, welche ſie ihrem Perikles verdankte. Die Könige des Morgenlandes wetteifern ihr zu huldigen; die Gebäude, Bildwerke und Feſte Athens werden bei ihnen nachgeahmt, ſie prägen auf ihre Münzen attiſche Symbole. Die unvollendeten Tempel der Athener werden von den Seleuciden ausgebaut, die Ptolemäer ſchicken ihnen nicht nur Kornſchiffe, ſondern ſchmücken auch die Stadt mit einem prachtvollen Gymnaſium; die Pergamener wiſſen ihre Kriegsthaten nicht beſſer zu

verherrlichen, als indem ſie auf den Mauern der Akropolis ihre Siege über die Gallier in Bildwerken darſtellen; kappadociſche Fürſten erneuen das perikleiſche Odeion und ſelbſt Herodes der Idumäer ſucht ſein neu gegründetes Fürſtenthum in die Reihe der helleniſtiſchen Staaten einzuführen, indem er die Stadt der Athener mit ſeinen Weihgeſchenken anfüllt. Die Fürſten von Damascus, die Könige Parthiens legen ſich als Ehrentitel den Namen der Philhellenen bei.

Während die griechiſche Cultur den Orient bis Indien und Turan durchdrungen hatte, war der Weſten dieſer großen Umwandelung fern geblieben. Wohl war von den Küſten, welche im Bereiche griechiſcher Seefahrt und Anſiedelung lagen, mancherlei Bildung in Italien eingedrungen und hatte auch zum Aufbaue des römiſchen Staats weſentlich beigetragen. Aber die kleinen Republiken hatten Italien nicht zu helleniſiren vermocht, und eben ſo wenig war dies den gewaltſamen Verſuchen helleniſtiſcher Fürſten gelungen; Rom ſollte ſelbſt nach Griechenland kommen, um hier die Macht griechiſcher Cultur zu empfinden.

Es kann nicht meine Abſicht ſein, die Epoche zu ſchildern, da die beiden Zweige des großen Völkergeſchlechts ſich von Neuem begegneten. In getrennten Wohnſitzen, auf verſchiedenen Culturwegen waren ſie weit aus einander gegangen, ohne daß das Gefühl der urſprünglichen Zuſammengehörigkeit und das gegenſeitige Verſtändniß ſich ganz verloren hätte. Mit praktiſchem Sinne hatte

der Römer ſein Haus und ſeinen Staat geordnet, auf bäuerliches Leben ſeine Sitte gegründet und in ſtrenger Zucht zu erhalten geſucht, nüchtern und verſtändig, ſpröde und mißtrauiſch gegen Alles, was den nächſten Zwecken des bürgerlichen Lebens ferne lag. In dieſer Beſchränkung lag die Stärke des Römerthums. Aber wie arm und kahl erſchien es nun, als ſich die reiche Fülle des griechiſchen Lebens zur Vergleichung darbot! Da ſchloſſen ſich den Römern ungeahnte Quellen geiſtiger Freude und Belehrung auf, während die Griechen ihrerſeits dem kernhaften und mächtigen Bürgerſtaate ihre Bewunderung nicht verſagen konnten. Die urtheilsfähigen Männer beider Nationen mußten erkennen, wie der einen mangele, was die andere beſitze, und wie deutlich ſie zu gegenſeitiger Ergänzung berufen ſeien. Das waren die Ideen des Kreiſes, welchem Polybios angehörte. Er lebte ſich in Rom ein, ohne ſeinen achäiſchen Patriotismus aufzugeben, und ſein Schüler, der jüngere Scipio, blieb ein voller Römer, aber geadelt und gehoben durch ſeine warme Liebe für Griechenland.

Auf dieſer zarten Linie konnte ſich aber das römiſche Philhellenenthum nicht erhalten. Schon in der nächſten Generation drang es in alle Schichten der Bevölkerung ein und zerſetzte das römiſche Weſen. Es begann ein hartnäckiger Kampf gegen die moderne Miſchbildung, aber er konnte keinen dauernden Erfolg haben. Rom bedurfte einmal, ſeit es Weltmacht geworden, einer neuen Cultur von weiterem Geſichtskreiſe, und dieſe bot ſich

ihm in der griechiſchen dar, welche ſeit Alexander eine Weltbildung geworden war. Wenn es auch bis in die Kaiſerzeit hinein nicht an Leuten fehlte, welche alles Unglück Roms von der Einführung griechiſcher Weisheit herleiteten, ſo iſt doch andererſeits gewiß, daß nirgends die griechiſche Cultur auf den verſchiedenen Stationen ihrer Wanderung ſo große Wirkungen hervorgebracht hat, wie in Rom. Sie griff hier in alle Gebiete des geiſtigen Lebens ein; ſie trug dazu bei, die Schrift- und Sprachgeſetze des Lateiniſchen zu ordnen, ſie rief eine ganze Litteratur in Proſa und Poeſie hervor, die ungleich reicher und lebenskräftiger war als Alles, was im helleniſirten Oriente der Nachſommer griechiſcher Litteratur hervorzubringen vermocht hatte. Die bildende Kunſt fand hier eine neue Heimath und erſtarkte an neuen Aufgaben zu einer dauernden und inhaltreichen Nachblüthe. In der Beredſamkeit führte der geſunde Sinn der Römer von den Ausartungen des aſiatiſchen Stils zu der klaſſiſchen Einfachheit des Atticismus zurück; auch die Philoſophie fand ihre Stätte in Rom und römiſche Tugend richtete ſich in den Zeiten tiefen Verfalls an den Lehren der Stoa noch einmal empor.

Die alten Staatsformen, welche ſich überlebt hatten, wären auch ohne das Eindringen fremder Sprache und Sitte zuſammengebrochen. Nun aber bildete ſich aus der Verſchmelzung beider Culturen gleichſam eine neue Nationalität, und dieſe iſt es, worauf Cäſar ſeine Reichsidee gründete. Die Herrſchaft der Cäſaren beruht auf der

Erkenntniß, daß das römiſche Weſen keine nationale Berechtigung mehr beſitze, und das kaiſerliche Rom ſuchte alle Beziehungen auf, welche die Stadt mit dem griechiſchen Oſten verknüpfen. Athen ward die zweite Heimath der Römer. Unter Auguſtus vereinigten ſich die Fürſten ſeiner Zeit, um durch gemeinſchaftliche Beiträge den Zeustempel in Athen zu vollenden, und alle Philhellenenkönige der früheren Jahrhunderte wurden von Hadrian überboten, der neben der Theſeusſtadt ſein neues Athen aufbaute. Man ſchmückte die Mumie, um den Geiſt zu ehren, welcher hier ſeine Wohnung gehabt und von hier aus alle Völker des Mittelmeers durchdrungen hatte. In der Monarchie der Cäſaren vollendete ſich ein griechiſches Weltreich, nicht nur in weiterem Umfange, als es Alexander gelungen war, ſondern auch von reicherem Inhalte; denn die Macedonier ſelbſt brachten nichts hinzu als äußere Macht, die Römer aber verſchmolzen ihre Nationalität mit der griechiſchen.

Die eigentlichen Weltüberwinder aber waren nicht die Römer, ſondern die Griechen, deren geiſtiger Kraft keine ebenbürtige und widerſtandsfähige Macht entgegengetreten iſt, bis das Chriſtenthum in die Welt eintrat.

In wunderbarer Weiſe hat die helleniſche Cultur ihm vorgearbeitet. Sie hat das Morgenland aus ſeiner Trägheit aufgerüttelt; ſie hat den Verkehr der Völker ausgedehnt und ein gemeinſames Organ für ihre geiſtigen Intereſſen geſchaffen. In ſemitiſchen Ländern eingebürgert, hat die Sprache der Griechen ihre claſſiſche Sprö-

digkeit aufgegeben und iſt dadurch fähig geworden, die Weisheit des Orients aufzunehmen und einen Inhalt darzuſtellen, welcher ihrem Geiſte urſprünglich widerſtrebte. Die helleniſche Bildung hat die Auflöſung der alten Staatsformen beſchleunigt und dadurch die Hemniſſe hinweggeräumt, welche in ſtreng geſchloſſenen und ſelbſtgenugſamen Nationalitäten dem Chriſtenthume entgegenſtanden; ſie hat die alten Glaubensformen aufgelöſt und in jener Vermengung einheimiſcher und fremder Götterverehrung, wie ſie im ganzen Gebiete des Hellenismus eintrat, die volle Glaubensleere der Zeit zu Tage gebracht; zugleich hat ſie aber auch den menſchlichen Geiſt zu ſelbſtthätiger Annahme und Verarbeitung göttlicher Lehre geſtärkt und ſo in zwiefacher Weiſe die Welt für die Wahrheiten der Offenbarung vorbereitet.

Und iſt nicht trotz des tiefen Gegenſatzes zwiſchen Hellenenthum und Chriſtenthum auch eine merkwürdige Verwandtſchaft zwiſchen beiden? Iſt nicht beiden gemeinſam die Fähigkeit und der Beruf, von den Völkern, denen ſie urſprünglich angehören, ſich abzulöſen und in ungeſchwächter Lebenskraft von einer Nation zur andern überzugehen? Und iſt nicht dieſer Fortſchritt bei beiden in der Weiſe erfolgt, daß immer eine äußere Demüthigung und Bedrängniß der ſiegreichen Ausbreitung voranzugehen pflegte, ſo daß die Hellenen ſagen konnten, wie die Chriſten: Wir ſiegen, wenn wir getödtet werden? Ferner hat die helleniſche Cultur, wie das Chriſtenthum, ein geiſtiges Weſen, welches nicht in äußere Formen auf-

geht, innerlich ergriffen aber zu einer Kraft wird, welche den ganzen Menſchen faßt und aus träger Gewohnheit aufrüttelt, eine Macht, welche bezwingt und zugleich befreit, welche das Urſprüngliche und Angeborene nicht unterdrückt, ſondern erzieht und läutert, um die Menſchen zu ihrer wahren Natur zurückzuführen. Denn die Verklärung des Menſchlichen iſt es ja, was auch die helleniſche Lebensweisheit erzielt, und Paulus konnte ſich in Athen auf die Dichter des Volks berufen, welche bezeugten, daß die Sterblichen von göttlicher Natur und Herkunft, alſo zur Gottähnlichkeit geſchaffen und in ein perſönliches Verhältniß zu Gott zu treten berufen ſeien.

In aller Stille und ohne äußerliches Aufſehen iſt in Hellas die Weltbildung, in Judäa die Weltreligion gereift, und wie die Römer trotz alles Sträubens ſich vor den verachteten Griechen haben demüthigen müſſen und wie die größten Helden der alten Welt, Alexander und Cäſar, nichts Dauerhaftes zu Stande gebracht haben, als was ſie im Dienſte der griechiſchen Bildung gethan haben, ſo haben ſich die Gebieter der Erde auch der neuen Weltmacht nicht entziehen können; wider Willen ſind ſie im Kampfe gegen dieſelbe nur die Werkzeuge ihrer Ausbreitung geworden und am Ende haben die ſtolzen Cäſaren das Kreuz zu ihrem Feldzeichen gemacht und an derſelben Religion, welche ſie als einen wahnſinnigen und gefährlichen Aberglauben Jahrhunderte lang verfolgt hatten, das Reich zu verjüngen geſucht, wie ihre Vorgänger am Hellenismus.

Ihr Staat war keiner Wiedergeburt fähig. Er dauerte fort, auf daß durch ſeine Vermittelung die griechiſch-römiſche Bildung und das Chriſtenthum den neuen Völkern mitgetheilt werde, welche ſich an des Reiches Gränzen gelagert hatten. Jene Bildung war zu matt und abgeſtanden, als daß ſie im Stande geweſen wäre einen tieferen Eindruck zu machen. Um ſo mehr fand das Chriſtenthum geſegnete Aufnahme. Die ganze germaniſche Volksbildung knüpft ſich an dasſelbe an; es verbindet ſich auf's Engſte mit der Nationalität der Völker und wirkt Jahrhunderte lang allein, oder wenigſtens ſo vorwiegend, daß die halb verklungenen Erinnerungen des Alterthums nicht zur Geltung kommen konnten.

In dem letzten Staate, welcher auf griechiſch-römiſcher Bildung beruhte, mußte Griechenland noch einmal untergehen, damit nunmehr in vollen und fortan nicht mehr unterbrochenen Strömen die Weisheit der alten Welt in die neue hereinſtröme.

Die helleniſche Cultur tritt nun zum zweiten Male auf den Schauplatz der Geſchichte, um ſich zu meſſen mit den Kräften der neuen Zeit. Auf dem Boden Italiens wird die Sprache der Hellenen wieder lebendig; das vor Jahrhunderten Gedachte und Geſchriebene ergreift die Gegenwart mit friſcher Kraft und von Neuem beſtimmt ſich die Entwickelung der Völker darnach, ob und wie ſie dieſe Cultur bei ſich aufnehmen.

Die Italiäner waren die zunächſt Berührten; ſie empfingen den elektriſchen Strom in voller Stärke. Sie

ſtanden der alten Welt am nächſten und lebten mitten zwiſchen ihren Denkmälern, in Städten, deren alter Ruhm aus den wiedergefundenen Schriften hervorleuchtete; alſo verband ſich mit der Liebe zum Alterthume das ſehnſüchtige Verlangen, die Herrlichkeit ihres Volks wieder herzuſtellen. Auch die Kirche, welche, wie einſt der römiſche Staat, am meiſten Urſache hatte ſich gegen die enthuſiaſtiſche Anerkennung der von Griechenland ſtammenden Bildung zu ſträuben, wird mit fortgeriſſen. Es iſt als ob man umkehren wollte aus der neuen in die alte Zeit; die platoniſche Philoſophie wird in das Leben eingeführt; die Ideale helleniſcher Götter und Heroen beſeelen Poeſie und Bildkunſt und der Fürſt der Chriſtenheit ſetzt die Kuppel des Pantheon auf den Neubau ſeines Domes.

Dieſelbe Begeiſterung, welche Italien ergriffen hatte, ging auch nach Frankreich hinüber. Freilich hat hier die Wiſſenſchaft ſich kühn und kräftig vom italiäniſchen Geſchmacke frei zu machen gewußt; aber in der Litteratur war es doch das romaniſche Blut, welches die Stellung der Franzoſen zur antiken Cultur vorzugsweiſe beſtimmte. Ihre mittelalterliche Poeſie hatte ſich erſchöpft, und ehe ſie dazu gelangten, aus einheimiſchen Keimen eine neue Kunſt zu entwickeln, welche für die verſchiedenartigen Beſtandtheile des Volks eine vereinigende, nationale Geltung gewinnen konnte, wurden die Muſterwerke des Alterthums ihnen dargeboten. Die innere und äußere Vollendung derſelben machte ſolchen Eindruck, daß man

durch nahen Anſchluß an dieſe Vorbilder am ſicherſten zur Gründung einer eigenen klaſſiſchen Litteratur zu gelangen hoffte. Es war aber vorzugsweiſe das römiſche Alterthum, welches, als das den Romanen nähere und verſtändlichere, dieſe Wirkung übte; man nahm Virgil ſtatt Homer, Seneca ſtatt Sophokles zum Vorbilde. Die Kirche, welche den weiter und tiefer greifenden Einfluß des griechiſchen Studiums fürchtete, begünſtigte dieſe Richtung und eben ſo der angeborene Sinn des Volks, welcher feſte Normen von praktiſcher Anwendbarkeit ſuchte, namentlich in der ſchwierigſten Kunſtgattung, im Drama, das von allen am meiſten Schule und Erfahrung verlangt. Obgleich man alſo gerade in Frankreich die Erneuerung der alten Kunſt die Wiedergeburt nannte, iſt es doch zu einem wirklichen Wiederaufleben derſelben nicht gekommen, ſondern zu einer äußerlichen Nachahmung, welche eine vielfach irregeleitete und mißverſtändliche war. Darum hat ſie auch keine freie Entwickelung zur Folge gehabt, ſondern eine Dienſtbarkeit des Geiſtes, welcher ſich ſelbſt durch falſche Autoritäten die läſtigſten Feſſeln anlegte. Es hat nicht an Widerſpruch noch an entſchiedener Auflehnung gegen dieſen Regelzwang gefehlt, aber eine Verſöhnung zwiſchen den Gegenſätzen iſt nicht zu Stande gekommen.

Die anderen Völker verhielten ſich zurückhaltender gegen die neue Ausbreitung der antiken Cultur, ſo die Spanier, welche aus mancherlei Gründen ihren römiſchen Vorfahren entfremdeter und den italiäniſchen Einflüſſen

unzugänglicher waren. Am unabhängigſten ſtanden die germaniſchen Nationen der alten Bildung gegenüber; hier fand ſie langſamer Eingang, weil ſie einer ſpröderen Volksthümlichkeit begegnete. Wie wenig vermochte die Anſchauung der Antike bei unſern alten Meiſtern die eigenthümliche Kunſtweiſe zu verändern! Die langſame Wirkung war aber um ſo wichtiger und inhaltsreicher.

Das deutſche Volk hat die großen, geiſtigen Bewegungen, welche den Uebergang aus dem Mittelalter in die neue Zeit begleiteten, am gründlichſten durchgemacht. Da aber im ſechzehnten Jahrhundert neben den Quellen der alten Bildung auch die der chriſtlichen Religion wieder bekannt wurden, wandten ſich die Deutſchen dieſer Entdeckung mit ſolcher Begeiſterung zu, daß ſie ſchon deshalb dem Einfluſſe der griechiſch-römiſchen Bildung nicht ungetheilt und einſeitig huldigen konnten. Vielmehr wurden auch die neuen Hülfsmittel, welche die klaſſiſchen Studien darboten, den kirchlichen Intereſſen dienſtbar, und die Philologie hat der Theologie getreulich beigeſtanden, um die religiöſe und wiſſenſchaftliche Selbſtändigkeit der Deutſchen wieder herzuſtellen. Sie ſind zuſammen ſtark geworden, aber auch die Erſchöpfung, welche folgte, traf beide gemeinſam. Die Theologie entartete zu trockenem Dogmatismus, und die Humaniſten waren ſo wenig im Stande, die Gegenwart in lebendiger und heilſamer Gemeinſchaft mit dem klaſſiſchen Alterthume zu erhalten, daß die deutſche Litteratur zu unwürdiger Nachahmung ausländiſcher Muſter herabſank und ſich unter

das Joch von Regeln beugte, welche aus mißverſtandenen Kunſtlehren der Alten abgeleitet waren.

Es iſt bekannt, unter welchen Kämpfen unſer Volk dieſe geiſtige Fremdherrſchaft abgeworfen hat, wie die dumpfe Atmoſphäre durch das ſcharfe Weſen des Leſſingſchen Geiſtes gereinigt wurde und die Deutſchen ſich am Alterthume wieder verjüngten und aufrichteten. Jetzt erſt trat für ſie die volle Wirkung der alten Cultur ein; die nationale Sprödigkeit war überwunden. Winkelmann wendete den vollſten Enthuſiasmus, deſſen ein deutſches Gemüth fähig iſt, dem Alterthume zu; Heimath und Glaube waren ihm gleichgültig in der entzückten Anſchauung der Antike. Wie im Mittelalter Paläſtina, ſo wurde Rom und Hellas ein geweihtes Land, ein Ziel von Pilgerfahrten, um auf dem Boden des Alterthums den Alten ſelbſt ſich näher zu fühlen, und als auf dem Boden von Hellas neues Leben ſich regte, als von der Erhebung ſeiner jetzigen Bewohner die Kunde zu uns herüberkam, welche Theilnahme zeigte ſich da in unſerem Vaterlande! Kaum hat die Erhebung eines deutſchen Landes gegen fremden Zwang jemals ſolchen Eifer hervorgerufen, und mit mehr Uneigennützigkeit, als die alten Philhellenen, welche zu ihrem eigenen Ruhme die Stadt der Athener ſchmückten, gaben die neuen Philhellenen Gut und Blut für die Wiederherſtellung von Hellas.

Blicken wir zurück auf den Gang der helleniſchen Cultur und ihre Beziehung zu den verſchiedenen Völkern. Die Barbaren der alten Welt huldigten ihr, weil ſie in

derſelben eine Macht erkannten, welche ihnen zu äußeren Zwecken dienſtbar ſein ſollte; die Macedonier, weil ſie die allgemeine Berechtigung derſelben erkannten und ſich berufen fühlten, ſie geltend zu machen, die Römer, weil ſie in dieſer Cultur die Ergänzung ihrer eigenen Nationalität fanden. Als ſie dann in die mittelalterliche Welt eintrat, fand ſie Völker vor, deren ganze Bildung auf einer Religion beruhte, welche ihr fremd und unverſöhnt gegenüberſtand. Hier konnte ſie unmöglich wieder eine ſo allgemeine und unbedingte Geltung erlangen, wie es in der alten Welt der Fall war, aber dennoch hat ſie, je nachdem ſie lauter und rein oder aus getrübter Quelle, mit blinder Anerkennung oder mit ſelbſtändiger Thätigkeit aufgenommen worden iſt, auf das geiſtige Leben der Völker einen ſehr beſtimmenden Einfluß geübt. Nachdem unſer Volk dieſen Einfluß in den verſchiedenſten Formen an ſich erfahren hat, liegt ihm auch heute noch vor allen anderen die Aufgabe vor, in Wiſſenſchaft und Leben die wahre Bedeutung der griechiſchen Cultur und ihr Verhältniß zur chriſtlichen Bildung darzuſtellen.

Das Chriſtenthum iſt gewiß berufen, die Welt zu überwinden, auch die heidniſche Welt, alſo auch das, was in uns von vorchriſtlicher Bildung iſt. Aber dieſe Ueberwindung ſoll keine Ausweiſung ſein, als wären es dämoniſche Kräfte, welche ausgetrieben werden müßten, um dem göttlichen Geiſte Platz zu machen. Wenn wir in den hinter uns liegenden Entwickelungsſtufen der Menſchengeſchichte den großen Zuſammenhang erkannt haben,

ſo können wir als letzte Aufgabe keine andere erkennen als die, den Gegenſatz jener geiſtigen Mächte, welche wir die beiden Hauptfaktoren der Culturgeſchichte nennen können, in uns zu verſöhnen.

Es iſt keine leichte Aufgabe. Es iſt ein hohes Ziel, das uns geſetzt iſt, wenn wir die Bildung der alten Welt in uns verarbeiten ſollen, ohne uns durch die alle Geiſteskräfte in Anſpruch nehmende Fülle des Stoffs und die Mannigfaltigkeit der auf uns wirkenden Eindrücke den einfachen Sinn rauben zu laſſen, welcher dankbar anerkennt und freudig ergreift, was unſere Zeit vor der alten voraus hat. Aber wir dürfen vor der Größe dieſer Aufgabe nicht feige zurückweichen; es iſt recht eigentlich die Aufgabe gelehrter Bildung; es iſt unſere Lebensaufgabe. Sie verbindet uns unter einander um ſo mehr, weil kein Einzelner im Stande iſt ſie für ſich zu löſen, weil die Welt des Alterthums, wie die Natur, nur durch gemeinſame und ſich gegenſeitig ergänzende Beſtrebungen immer vollſtändiger erkannt werden kann.

Aber es handelt ſich hier nicht um ein bloßes Erkennen, ſo daß man das Erkannte auf ſich beruhen und dahin geſtellt ſein laſſen könnte. Die wahre Verſöhnung zwiſchen helleniſcher und chriſtlicher Bildung kann nur im Leben vollzogen werden.

Wie die Griechen einmal das Ziel einer freien und harmoniſchen Erziehung, wie ſie das Weſen des Staats, als einer für menſchliche Entwickelung unentbehrlichen

Gemeinſchaft, wie ſie die Grundregeln eines vernünftigen Denkens und die Grundſätze wahrer Kunſt erkannt und beſtimmt haben, das bleibt für alle Zeiten gültig. Der unermüdliche Eifer, mit welchem ſie auf dem Gebiete der Staatsordnung wie der Kunſt und Wiſſenſchaft nach dem Höchſten gerungen haben, kann und ſoll ein Vorbild bleiben, deſſen tägliche Anſchauung uns vor Stumpfſinn und Trägheit bewahrt. Vor einſeitiger Ueberſchätzung deſſen, was ſie geleiſtet haben, ſchützt das Studium, je tiefer es eindringt; ein unfreies und äußerliches Nachmachen hat niemals lebendige Frucht getragen, während aus der inneren Vermählung des deutſchen und griechiſchen Geiſtes neue Schöpfungskraft entſprungen und das Vollendetſte unſerer Litteratur und Kunſt hervorgegangen iſt. Wir ſollen ja auch die Hellenen nicht als Solche lieben und bewundern, ſondern, wie jede wahre Liebe Gottesliebe iſt, ſo ſind auch diejenigen die wahren Philhellenen, welche das Göttliche lieben, das ſich in dem Streben jenes Volks offenbart, und wer von ihnen das raſtloſe Suchen nach der verborgenen Wahrheit gelernt hat, wird der nach ihrer Zeit den Menſchen offenbar gewordenen um ſo froher und gewiſſer ſein.

Wenn wir alſo den Geiſt der Alten uns aneignen, ohne der Untreue gegen unſer Volk und Vaterland ſchuldig zu werden; wenn wir uns frei machen von der Herrſchaft eines willkürlichen Zeitgeſchmacks, ohne uns gegen die Forderungen und Bewegungen der Gegenwart abzuſchließen, wenn wir in der Schule der Alten den geiſti-

gen Blick geklärt, den Wahrheitsſinn geſchärft, die menſchlichen Anlagen frei und allſeitig entwickelt haben, und wir dann im Vollbeſitze helleniſcher Bildung dem Chriſtenthume huldigen, als der göttlichen Ordnung, in welcher nicht nur das Geſetz des alten Bundes, ſondern auch alles Frühere, das von Gott ſtammt, ſeine Erfüllung findet: ſo wird jene große Aufgabe, auf welche als letztes Ziel die inhaltreiche Geſchichte der helleniſchen Cultur hinweiſt, die wahre Verſöhnung der alten und neuen Welt, allmählich vollzogen werden.

4.

Wort und Schrift.

Das heutige Feſt richtet unſern Blick auf die Ziele der Wiſſenſchaft, deren gemeinſamer Dienſt das Band iſt, welches uns zu einer geiſtigen Genoſſenſchaft vereinigt. Denn indem die Preiſe vertheilt und die neuen Aufgaben verkündigt werden, an denen die Jugend ihre Kräfte üben ſoll, werden auch die Lehrer unwillkürlich an die Aufgaben erinnert, welche ſich ein Jeder in ſeinem Fache für ſeine Forſchung ausgewählt hat. Dieſe Aufgaben ſind aber nur ſcheinbar der Wahl des Einzelnen anheimgegeben. Denn wie nach dem Sprichworte ein Tag den andern lehrt, ſo ſtellt auch ein Tag dem anderen neue Fragen, und die Univerſitäten ſind vorzugsweiſe berufen, dieſelben zum klaren Bewußtſein zu bringen. Für die geſchichtliche Forſchung giebt es jetzt aber kaum eine Frage von allgemeinerem Intereſſe, als die nach dem geiſtigen Zuſammenhange unter den Völkern der alten Welt. Denn mit den großen Entdeckungen auf dem Gebiete älteſter Menſchengeſchichte, welche unſerer Zeit vorbehalten waren, iſt der Begriff des Alterthums ſelbſt

ein wesentlich anderer für uns geworden; wo man sonst von vorne anfangen zu können glaubte, sieht man sich jetzt in der Mitte vielseitiger Beziehungen, welche in frühere Zeiten und ältere Staaten zurückweisen, und der menschliche Geist kann nicht anders, als mit steigender Wißbegierde diesen neu eröffneten Bahnen nachgehen.

Wo sich aber ein ungeahnter Zusammenhang aufschließt, da ist der erste Eindruck überall kein anderer, als der, daß das Einzelne und Besondere vor dem Gemeinsamen und Uebereinstimmenden zurücktritt. So ist es in der Sprachwissenschaft gegangen, nachdem man den großen Zusammenhang der Völkerzungen entdeckt hatte; der Charakter der einzelnen Sprachen schien gänzlich zu verschwinden, bis sich wieder eine neue Richtung geltend machte, welche die Besonderheit der verschiedenen Sprachgruppen und das unterscheidende Gepräge der Einzelsprachen zu ihrem Rechte kommen ließ. So wird auch in einem der jüngsten Zweige der Wissenschaft, der vergleichenden Mythologie, nur durch Verbindung beider Richtungen die Wahrheit gefunden werden. Die wichtigsten Fragen, welche hieher gehören, betreffen das griechische Volk, insofern seine Stellung zum früheren Alterthume eine Lebensfrage der allgemeinen Bildungsgeschichte ist, und um ihrer genügenden Beantwortung näher zu kommen, müssen wir vornehmlich einen Grundsatz festhalten, welcher nur zu häufig außer Acht gelassen wird, den Grundsatz nämlich, daß wir uns die Ausbreitung geistiger Bildung nicht wie einen Strom vorzustellen haben, der mit phy-

ſiſcher Nothwendigkeit unaufhaltſam vordringt, ſondern unſere Aufgabe vorzüglich darin erkennen, daß wir die beſonderen Bedingungen aufſpüren, unter denen ein Volk von dem anderen früher oder ſpäter, raſch und auf einmal oder mit zögernder Zurückhaltung, die Erfindungen, Künſte und Wiſſenſchaften annimmt. Ein deutliches Beiſpiel giebt die wichtigſte aller menſchlichen Erfindungen, die Schrift.

Ueber keinen Gegenſtand alter Culturgeſchichte iſt in unſerer Zeit ſoviel neuer Stoff zugetragen worden, und alle früheren Anſichten darüber erweiſen ſich immer ungenügender, je weiter ſich der Ueberblick über das Schriftweſen des Alterthums eröffnet. Bei den Aegyptern finden wir auf Denkmälern, welche dem vierten Jahrtauſend vorchriſtlicher Zeit angehören, Papyrusrolle und Dintenfaß unter den gewöhnlichen Geräthen des täglichen Lebens, und nachdem die mit Schrift überſchütteten Paläſte der alten Königsſtädte Aſiens zu Tage getreten ſind, glaubt man aus dem fernſten Dunkel der Zeiten eine wiſſenſchaftliche Litteratur der Babylonier hervorgezogen zu haben.

Die Griechen ſelbſt ſchrieben die Erfindung und Verbreitung der Schrift vorzugsweiſe den Phöniziern zu, welche als gewinnſüchtige Handelsleute zu ihnen gekommen ſind, aber dennoch unendlich mehr gegeben als genommen haben, indem ſie dazu dienen mußten, die Frucht der morgenländiſchen Bildung als neue Ausſaat auf den jungfräulichen Boden Europas auszuſtreuen. Wenn nun die Griechen mit dem ſchriftkundigen Morgenlande in ſo früher und folgenreicher Verbindung geſtanden

haben, daß ſie von dort Maß und Gewicht, Seefahrt, Sternkunde, Zeitrechnung, Gottesdienſte, Künſte und Kunſtfertigkeiten aller Art ſich aneigneten, ſollten ſie, das lernbegierigſte Volk der Welt, die wichtigſte aller Erfindungen des Morgenlandes nicht ſofort in ihrer ganzen Bedeutung erkannt und mit beſonderem Eifer ſich zu eigen gemacht haben? Das ſcheint unglaublich, und deshalb wird von Vielen ein ausgedehnter Schriftgebrauch ſchon in die erſten Anfänge der griechiſchen Cultur geſetzt. Da nun von der richtigen Beurtheilung dieſer Streitfrage unſere ganze Vorſtellung von der Bildungsgeſchichte der Hellenen abhängig iſt, ſo wird es mir vergönnt ſein, einige Geſichtspunkte geltend zu machen, welche auf dieſe wichtige Frage bezüglich ſind.

Was bei den orientaliſchen Völkern zuerſt eine umfangreichere Anwendung der Schrift veranlaßt hat, wird ſchwer zu beſtimmen ſein; eine ihrer früheſten und wichtigſten Anwendungen war aber ohne Zweifel die Aufzeichnung von Geſetzen, welche die unwandelbare Richtſchnur des Glaubens und der Volksſitte ſein ſollten. Hier iſt die Aufzeichnung etwas ſo Weſentliches, daß die Tafeln des Sinai geſchrieben aus Gottes Hand an Moſe gelangen; der oberſte Geſetzgeber iſt auch Urheber der Schrift, die eingegrabene Schrift iſt Gottes Schrift. Aehnliches finden wir bei allen Völkern, deren Religion auf einem Geſetze beruht. Die Aegypter hatten heilige Bücher, die der Gott Thoth geſchrieben haben ſollte; den Indern galt Brahma als Schreiber der Geſetze, die des

Manu Namen trugen; die Babylonier hatten ihre heiligen Urkunden, die von Xiſuthrus aufgezeichneten, in Sippara, der Schriftſtadt, vergraben. Auch die Völker Irans hatten in den geſchriebenen Lehren Zarathuſtras einen feſten Kanon ihres religiöſen Lebens. Hierin beſteht ja aber der wichtigſte Unterſchied zwiſchen den Orientalen und den Hellenen, daß dieſe kein von den Vätern überliefertes Geſetz hatten. Ihr Beruf war es, frei und ledig von jedem Geſetzeszwange, in Geiſt und Natur den Schöpfer zu ſuchen und die im Menſchen ruhende Gottesidee in Philoſophie und Kunſt freithätig zu entwickeln. Darum war ihnen die Schrift von Anfang an von geringerer Bedeutung und hatte nicht die religiöſe Weihe, wie bei den genannten Völkern. Denn was bei ihnen an geſchriebenen Tafeln in den Heiligthümern vorhanden war, diente nur als Mittel, um gewiſſe Cultusregeln und äußerliche Ordnungen des Gottesdienſtes feſtzuſtellen, aber nirgends finden wir eine Spur von religiöſen Grundgeſetzen und Glaubenslehren, welche aus Gottes Hand hervorgegangen ſein ſollten, und keinen ihrer nationalen Götter verehrten ſie als Erfinder der Schrift.

Während die Griechen im religiöſen Glauben dem Gewiſſen der Einzelnen eine unbegränzte Freiheit einräumten, haben ſie auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts die Nothwendigkeit geſetzlicher Gebundenheit in vollem Maße empfunden. Hier legten ſie den größten Werth auf eine feſte Ueberlieferung; hier alſo, ſollte man denken, wäre die Schrift ihnen beſonders willkommen

geweſen, um den Rechtsboden zu ſichern. Und dennoch hat kein griechiſcher Staat mit einer Verfaſſungsurkunde begonnen. Die berühmteſten Verfaſſungen haben Jahrhunderte lang ohne Schriftgeſetz beſtanden; denn ſie beruhten auf der durch Götterſpruch geheiligten Sitte, welche ſich in den Bürgern lebendig darſtellen und gleichſam immer neu erzeugen ſollte. Darum ſollte dies Geſetz nicht als ein äußerliches ihnen gegenüber ſtehen, ſondern in ihnen leben, wie die Stimme ihres eigenen Gewiſſens. Erſt als die freie Sittlichkeit des bürgerlichen Lebens erſchüttert und die Harmonie der Staatsgemeinſchaft getrübt war, als Parteien ſich bildeten und damit Mißtrauen und Eiferſucht zwiſchen den verſchiedenen Bürgerklaſſen erwachte, ſtellte ſich das Bedürfniß geſchriebener Geſetze ein. Aber auch dann wollte man zunächſt keine Grundgeſetze der Verfaſſung, ſondern Aufzeichnung von Strafrechten, um der richterlichen Willkür zu ſteuern. Erſt in ſolchen Staaten, welche ſich aus Bürgern verſchiedener Herkunft neu bildeten und alſo kein Erbtheil gemeinſamer Sitte hatten, vornehmlich alſo in Pflanzſtädten, wurde es nöthig ein öffentliches Recht zu gründen, ein Recht, das aus Vergleichung der an verſchiedenen Orten geltenden Rechte entſtand, alſo ein Werk künſtlicher Zuſammenſetzung, welches ein innerliches Eigenthum der Bürger nicht ſein konnte und ihnen deshalb äußerlich, in geſchriebenen Satzungen vor Augen geſtellt werden mußte. Je verwickelter nun auch im Mutterlande die Lebensverhältniſſe wurden, und je mehr ſich die alten Bürgergemeinden

durch fremden Zuzug zerſetzten, um ſo mehr dehnte ſich der Gebrauch geſchriebener Geſetzgebungen aus; aber immer blieb im griechiſchen Volksgeiſte eine Stimmung zurück, welche ſich gegen die Herrſchaft des Buchſtabens ſträubte, im Gerichtsweſen ſowohl wie im Verfaſſungsleben. Was das erſtere betrifft, ſo trugen ſchon die Geſchworenengerichte, wie ſie ſich in Athen ausgebildet hatten, dazu bei, daß im Ganzen mehr nach dem Geiſte der Geſetze als nach dem Buchſtaben entſchieden wurde. Die Richter waren nicht dazu da, einen beſtimmten Geſetzparagraphen auf den vorliegenden Fall anzuwenden, ſondern vielmehr aus ihrem, in der Zucht des Geſetzes gebildeten, Rechtsgefühle zu entſcheiden; eine freie und ſelbſtändige Thätigkeit ward in Anſpruch genommen, und die Kunſt wortklauberiſcher Anwälte hat auf dem attiſchen Forum niemals einen Boden gefunden. Darin liegt neben dem edlen Streben nach geiſtiger Auffaſſung des Rechts auch eine unverkennbare Einſeitigkeit und Schwäche. Darum ging den Griechen, ſo große Verdienſte ſie um die Rechtsbildung ſich auch erworben haben, doch die Schärfe juriſtiſcher Bildung ab, und niemals haben ſie einen Juriſtenſtand gehabt, welcher dem römiſchen an ſittlicher Haltung zu vergleichen und wie dieſer im Stande geweſen wäre, in den Zeiten des Verfalls eine Stütze nationaler Geſinnung zu werden.

Auch im öffentlichen Rechte blieb die Abneigung gegen die Autorität ſchriftlicher Satzung. Die ungeſchriebenen Geſetze galten immer als die heiligſten des Staats, und

nur durch die Umstände gezwungen, gingen die Gesetzgeber daran, die ungeschriebene Sitte in die schlechtere Münze des geschriebenen Buchstabens umzusetzen, welcher das Herkommen scheinbar befestige, aber zugleich veräußerliche und dadurch unsicherer mache; darum thaten sie Alles, um der Vermehrung der Gesetze vorzubeugen, weil die Bürgschaft, welche sie gewährten, durch jede Neuerung erschüttert würde. Zaleukos selbst, der erste Urheber schriftlicher Gesetze, verglich dieselben mit Spinngeweben, welche Mücken und Fliegen einfangen könnten, von jedem größeren Thiere aber zerrissen würden. Auch nachdem in den Perserkriegen die griechischen Gesetzesstaaten sich so herrlich bewährt hatten, gab die Philosophie von den verschiedensten Standpunkten aus jener Abneigung, welche die Anhänger alter Volkssitte gegen die geschriebenen Verfassungen hatten, Ausdruck und Begründung. Man fand es widersinnig, die ewig wechselnden Verhältnisse des Lebens unter die Herrschaft des unlebendigen und verallgemeinernden Buchstabens zu stellen; man verglich das Gesetz einem starren, eigensinnigen, der gegebenen Verhältnisse unkundigen Menschen, und verlangte statt seiner Herrschaft die eines vernünftigen Menschen, der mit freiem Willen die Gemeinde lenke und in seiner Person das Gesetz darstelle.

Aristoteles tritt diesen Feinden der Schriftgesetze und ihrem unklaren Eifer mit der einfachen Bemerkung entgegen, daß feste Normen einmal unentbehrlich seien im Staate und daß es doch zweckmäßiger sei, wenn diese

nicht in dem Gemüthe eines von Leidenſchaften bewegten Menſchen, ſondern in Geſetzen enthalten wären, welche von allen perſönlichen Stimmungen unabhängig ſind.

Auch die geſchriebenen Geſetze ſollen den Bürgern möglichſt nahe gebracht und gleichſam zu Gemüthe geführt werden; darum werden ſie von der Jugend gelernt; es werden Männer beſtellt, welche ſie der Gemeinde in muſikaliſcher Weiſe vortragen, als die perſönlichen Vertreter des Geſetzes. Denn auf perſönlichem Verkehre beruhte das Gemeinweſen der Griechen. Daher hatten ſie eine ſo entſchiedene Abneigung gegen jede Vergrößerung des Gemeinweſens, welche ein perſönliches Zuſammenwirken aller Bürger unmöglich machte und andere Mittel der Verſtändigung als das des lebendigen Worts erheiſchte. Die bürgerliche Gemeinde hat, wie jedes organiſche Weſen, ihr Maß, das ſie nicht überſchreiten darf, wenn ſie ihrer Beſtimmung entſprechen ſoll. Wie eine zu kleine Gemeinde der Selbſtändigkeit entbehrt, die ſie haben muß, wenn ſie ein eigener Staat ſein will, ſo die zu große Stadtgemeinde der Ueberſichtlichkeit. Es müſſen alle Staatsgenoſſen einander kennen können, damit die Wahl der Vorſtände nicht dem Zufalle anheimfalle; es muß der Feldherr ſeine Truppen, der Volksredner die Gemeinde kennen, um erfolgreich wirken zu können. Auch darf ja, ſagt Ariſtoteles, indem er ſich den Vorſtellungen altgriechiſcher Stadtpolitik auf das Genauſte anſchließt, die Bürgerverſammlung ſchon deshalb nicht allzugroß ſein, weil ſonſt kein Herold ausfindig gemacht werden

könnte, deſſen Stimme im Stande wäre, ſie zu beherrſchen. So wird die Möglichkeit eines mündlichen Verkehrs und einer perſönlichen Bekanntſchaft zum Maßſtabe für die Größe des Staats genommen.

Unter den Wiſſenſchaften hat keine das Bedürfniß ſchriftlicher Aufzeichnung früher empfunden, als die Arzneiwiſſenſchaft. Hier fühlte man dir Nothwendigkeit, eine Menge von Thatſachen zu ſammeln, und zugleich die Unmöglichkeit, dieſelben ohne äußere Hülfe im Gedächtniſſe zu behalten. Gerade hier tritt uns aber der Gegenſatz zwiſchen den Griechen und den Schriftvölkern des Morgenlandes recht deutlich entgegen. Bei den Aegyptern gab es mediciniſche Syſteme von geſetzlicher Autorität, in denen für jede Krankheit eine beſtimmte Behandlungsweiſe vorgezeichnet war, und der Arzt war gebunden, ſich darnach zu richten; alſo auch er war weſentlich ein Schriftgelehrter und Geſetzkundiger. Erſt wenn er eine beſtimmte Zahl von Tagen die vorgezeichnete Kur ohne Erfolg angewendet hatte, durfte er nach eigenem Ermeſſen verfahren; that er es früher, ſo geſchah es auf ſeine Gefahr. Die Griechen machten ſich auch hier nicht zum Sklaven des Buchſtabens, ſondern behandelten die Medicin als eine freie Wiſſenſchaft, als eine perſönliche Kunſt, und die Gegner des Verfaſſungsſtaats konnten ſich darauf berufen, daß ein Regieren nach Geſetzesparagraphen eben ſo unthunlich ſei und eben ſo wenig Vertrauen erwecke, wie ein Heilverfahren nach ſchriftlichen Regeln; eine Analogie, welche Ariſtoteles mit vollem Rechte zurückweiſt, weil bei dem

Arzte nicht leicht vorausgesetzt werde, daß sein Verfahren unter dem Einflusse persönlicher Absichten und Stimmungen stehe; bei einem Herrscher sei es aber anders.

Wenn wir so auf dem Gebiete der Religion, des Staatslebens und der Erfahrungswissenschaften bei den Griechen eine unverkennbare Abneigung gegen eine ausgedehntere Anwendung der Schrift und jede Autorität derselben finden, so kann es noch weniger überraschen, wenn wir dasselbe auf dem Gebiete der freisten, geistigen Thätigkeit, des künstlerischen Schaffens wahrnehmen. Diese Thatsache ist, weil sie den Schlüssel zum Verständnisse der griechischen Litteratur giebt, am gründlichsten besprochen; sie ist für Alle, die sehen wollen, auf das Klarste erwiesen. Was aber gegen die Annahme, daß große Heldengesänge ohne Schrift entstehen und ohne Schrift Jahrhunderte lang im Munde des Volkes sich erhalten können, an Bedenklichkeiten laut geworden ist, das wird durch die zahlreichen und unzweifelhaften Analogieen anderer Litteraturen, welche nach und nach bekannt geworden sind, immer vollständiger beseitigt. Es handelt sich hier aber nicht allein um das homerische Epos, sondern alle Dichtung der Hellenen hat, wie sie aus der Liebe zu Gespräch und Gesang hervorgegangen ist, diesen Charakter persönlicher Mittheilung immer behalten. Alle Lieder, alle Dramen waren gemacht, um unter persönlicher Betheiligung des Dichters dem hörenden Volke vorgetragen zu werden; Pindar schickt, wenn er nicht selbst die jugendlichen Chöre einüben kann, seinen Preis-

geſang nicht als todte Schrift über das Meer, ſondern ſein Sangmeiſter überbringt ihn, als ein lebendiger 'Briefſtab der Muſen'. Selbſt der älteren Geſchichtſchreibung wird ja der Vorwurf gemacht, daß man ihr das Streben, ein hörendes Publikum zu feſſeln, zu ſehr anmerke. Herodots Erzählungen wurden von Schauſpielern vorgetragen, und ſelbſt die gedankenſchweren Gedichte der Philoſophen, wie Empedokles und Xenophanes, lebten im Munde von Rhapſoden.

Wir, die wir von Kindheit auf an das Leſen gewöhnt ſind, überſetzen mit unbewußter Fertigkeit den tonloſen Buchſtaben in die Laute der Sprache und erwecken das todte Wort zu neuem Leben, wie der Muſikkenner beim Leſen einer Partitur die Harmonieen hört und der Naturforſcher in der getrockneten Pflanze die auf dem Felde blühende vor Augen hat. Aber drängt es nicht auch uns, ſolche Dichterworte, die uns beſonders ergreifen, ſelbſt wenn wir allein ſind, laut zu ſprechen, und erkennen wir nicht dadurch an, daß das ſtumme Leſen nur ein Nothbehelf iſt? Fühlen nicht auch wir die volle Wirkung eines Dichterwerks erſt dann, wenn es uns als ein Ganzes vorgetragen wird, wenn wir nicht, wie beim Leſen geſchieht, am Einzelnen prüfend verweilen oder verwandten Gedankenverbindungen nachgehen, ſondern, von der lebendigen Kraft des Wortes fortgezogen, uns dem Eindrucke des Ganzen völlig hingeben? Je lebhafter ein Menſch für Poeſie empfindet, um ſo höher ſteht ihm ohne Zweifel das lebendige Wort, um ſo leichter wird

er ſich den Standpunkt der Griechen zu eigen machen, bei denen die Kunſt nicht ein äußerlicher Schmuck, ſondern ein ſo weſentliches Element des Lebens war, daß ſie ihr ein Maß von Ernſt, von Kraft und Zeit zuwendeten, wovon wir uns kaum einen Begriff machen können. Bei uns iſt es ja ein Vorzug höherer Bildung und Wohlhabenheit, an den Genüſſen, welche die Kunſt darbietet, Theil nehmen zu können; bei den Griechen war ſie es, welche das religiöſe Bewußtſein des Volks trug und leitete, welche den Feſten bürgerlicher Gemeinſchaft Weihe und Bedeutung gab und die Menſchen durch alle Lebensverhältniſſe begleitete. Wie viel weniger konnten ſich die Griechen an dem Nothbehelfe der Schrift genügen laſſen!

Und dann, wie viel mehr ging den Hellenen verloren, wenn ihnen ein Dichterwerk geſchrieben vorlag, als uns, da ſich die moderne Poeſie von den verſchwiſterten Künſten immer mehr abgelöſt hat! Die Meiſterwerke unſerer Dichter ſind keiner wirkungsvolleren Reproduction fähig, als daß ſie, mit vollem Verſtändniſſe geſprochen, an unſer Ohr gelangen, und wie ſelten haben die darſtellenden Künſtler ein ſolches Maß von Anlage und Bildung, um unſern Anſprüchen zu genügen! Die neuere Kunſt iſt geiſtiger; ihr Genuß iſt von allen äußeren Mitteln unabhängiger, aber freilich auch beſchränkter und unvollſtändiger. Die griechiſche Poeſie konnte als geſchriebenes Wort gar nicht gewürdigt werden. Lied und Geſang waren Eins; der Rhythmus, der mit dem Inhalte zu-

ſammenhing wie Leib und Seele, konnte in ſeiner reichen Mannigfaltigkeit, dem Ausdrucke wogender Empfindung, ohne künſtleriſchen Vortrag nicht verſtanden werden; der Tanz trat dazu, um die innere Bewegung plaſtiſch darzuſtellen; die edelſten Kunſtwerke kamen in feſtlicher Gemeinſchaft zur Aufführung, wodurch die begeiſternde Wirkung vollendet wurde.

Etwas Anderes iſt es freilich mit den Werken, welche nicht auf künſtleriſchen Vortrag berechnet und nicht an die verſammelte Bürgergemeinde gerichtet ſind, ſondern an den Einzelnen, welchen ſie belehren wollen; ſie ſetzen einen ausgedehnten Schriftgebrauch und ein leſendes Publikum voraus. Aber wie ſpät hat ſich auch die proſaiſche Litteratur bei den Griechen entwickelt, wie langſam entfernte ſie ſich von dem Charakter der poetiſchen Darſtellung! Selbſt die Philoſophie, welche doch mehr als alle andern Wiſſenſchaften in das Bewußtſein des Einzelnen einzudringen ſucht und ſich ihrer Natur nach von der Oeffentlichkeit zurückzieht, wie lange ſträubte ſie ſich dagegen, Schriftweisheit zu werden! Das fühlen wir vor Allen Platon an, in welchem der helleniſche Sinn für den Genuß und den Segen des geiſtigen Austauſches ſeinen höchſten Ausdruck erhalten hat. Sorgfältig prüft er die Wirkung des geſchriebenen und des mündlichen Worts und findet doch nur in dieſem die wahre Kraft zur Erweckung und Leitung wahrheitſuchender Gemüther. Die Schrift gilt ihm nur als Erinnerungszeichen, nicht als die eigentliche Trägerin der Weisheit, wie es die

Rede ist, welche unmittelbar in das Gemüth des Empfänglichen niedergeschrieben wird und keinem Mißverständnisse ausgesetzt ist; das Wort verliert seine elektrische Kraft, so wie der Zusammenhang zerrissen wird zwischen ihm und der Menschenseele, in welcher es mit dem Gedanken zugleich geboren ist. Darum sind auch die letzten Wahrheiten von Platons Lehre nur in mündlicher Ueberlieferung fortgepflanzt worden, wie in den Gesetzgebungen die höchsten Satzungen die ungeschriebenen waren. In dem aber, was Platon geschrieben hat, weiß er den Charakter schriftlicher Mittheilung so viel wie möglich zurücktreten zu lassen, den Lehrvortrag in Gespräch und das todte Wort in das lebendige umzuwandeln. So sehr endlich auch Platon die schriftlichen Vermächtnisse älterer Philosophen zu schätzen wußte und so mancherlei er selbst aus Bücherrollen gelernt hat, so hält er doch an dem Grundsatze der Hellenen fest, daß der weise sei, der von Natur viel wisse, und begründet ihn durch seine Lehre, daß alles Wissen eine Erinnerung sei, ein Sich-Besinnen auf die ewigen Wahrheiten, welche unbewußt in der Brust des Menschen ruhen.

Gewiß haben auch die Hellenen die Bedeutung der Schrift erkannt und die Macht zu würdigen gewußt, welche dem menschlichen Geiste aus ihr erwächst. Sie haben dieselbe zur Erhaltung ihrer geistigen Schätze auf das Erfolgreichste benutzt; dem bibliothekarischen Eifer der Pisistratiden verdanken wir ja unseren Homer und Hesiod. Mit ihrem künstlerischen Sinne haben die Athe-

ner auch das Schriftweſen aufgefaßt und fortgebildet, und die herrliche Größe ihres Staates bezeugen neben dem Parthenon die zahlloſen Marmorſteine, welche die Schätze der Stadtgöttin, den Schoß der Bundesgenoſſen, den Beſtand der Land- und Seemacht aufrechnen, und frühzeitig hat man begonnen, einzelne Thatſachen, die dem Gedächtniſſe leicht entſchwinden, wie die Namen der Könige, der Prieſter, der Sieger in den Feſtſpielen aufzuzeichnen. Aber gerade in dieſem Punkte, wo die Schrift das Gedächtniß der Geſchichte ſtützt, iſt doch ihre Bedeutung von den Griechen auffallend vernachläſſigt worden, wenn wir vergleichen, was in dieſer Beziehung namentlich die Aegypter geleiſtet haben. Es fehlte den Griechen der nüchterne Sinn, welchen das Intereſſe für chronologiſche Geſchichte vorausſetzt. Sie faßten die Menſchengeſchichte zu ſehr von ſittlichen Geſichtspunkten auf; ſie ſuchten in ihr zu ſehr Belehrung und Erhebung des Gemüthes, um die einfache Treue hiſtoriſcher Berichterſtattung würdigen zu können. Darum waren ſie in der Aufbewahrung und Benutzung geſchichtlicher Urkunden nachläſſig, und ihre Geſchichtſchreiber haben nur in der Zeitgeſchichte Großes geleiſtet. Je mehr die nationale Sitte in Verfall gerieth, um ſo mehr nahm die Bedeutung des Schriftweſens zu; je mehr Geſetze in Stein geſchrieben wurden, um ſo weniger lebten ſie im Geiſte der Bürger, um ſo verworrener wurde ihr Rechtsbewußtſein. Als Bürgerkrieg und Parteiweſen die Harmonie zerſtörten, deren die Kunſt zu ihrem Gedeihen bedarf,

und die Sophiſtik den Glauben der Väter erſchütterte, da begann in Athen die Leſe- und Bücherwuth, welche Ariſtophanes beſpöttelt; da begann eine Litteratur für gebildete Leſer und damit ging die nationale Dichtung zu Grunde. Wie lange ſich aber aus alter Sitte eine Geringſchätzung des Schriftweſens erhielt, geht ſchon daraus hervor, daß man den Beruf deſſen, der ſich vorzugsweiſe mit Schreiben zu befaſſen hatte, als einen ſehr niedrigen anſah; ſelbſt die Aufſicht über das Staatsarchiv übertrug man einem öffentlichen Sklaven, und während ſonſt die von außen eingebürgerten Erfindungen ihren ausländiſchen Charakter ganz verloren, behielten die Buchſtaben lange Zeit den Namen der phönikiſchen Zeichen.

Wenn man jetzt mehr als je den einzelnen Völkern der Geſchichte in Sprache und Sitte ihre Eigenthümlichkeit abzulauſchen ſucht, ſo wird man nicht umhin können, in dem Widerſtreben gegen das Schriftweſen einen charakteriſtiſchen Zug des griechiſchen Volks zu erkennen. So wird es erklärlich, wie ſchon in den homeriſchen Gedichten die Kenntniß einer Zeichenſchrift erwähnt wird und doch Jahrhunderte vergehen, bis der Zeitpunkt eintritt, wo der Schriftgebrauch eine ſolche Ausdehnung gewinnt, um in das geiſtige Leben des Volks einzugreifen. Denn je wichtiger eine Erfindung iſt für die geſammte Volksentwickelung, um ſo weniger iſt ihre Annahme ein bloß äußerlicher Akt, und je mehr eine Nation zu einer ſelbſtändigen Cultur den Beruf empfangen und

den Anfang gemacht hat, um ſo mehr weiß ſie das Fremde zur rechten Zeit aufzunehmen und in ſich zu verarbeiten, während Völker, die wenig Eigenes haben, im Ganzen und Großen die fremde Cultur annehmen und in dieſelbe aufgehen.

Wir betrachten die Griechen als die erſten Urheber einer großen und allſeitigen Litteratur, welche für die ſpäteren Völker eine vorbildliche geworden iſt. Die Bedeutung derſelben beruht aber weſentlich darauf, daß ſie ſo lange von jedem Einfluſſe der Schrift frei geblieben, daß ſie ſo ſpät erſt im ſtrengen Sinne des Worts eine Litteratur geworden iſt. Wir loben nicht, wenn wir von Jemand ſagen, er ſpreche wie ein Buch; wir rühmen vielmehr ein Buch, deſſen Sprache uns wie eine volksthümliche Rede anſpricht. Darin giebt ſich unſere Abneigung gegen die Schriftſprache zu erkennen. Was wir ſo nennen, wird aber dadurch hervorgebracht, daß die Sprache durch die Schrift ein Gegenſtand des Nachdenkens wird, daß ſie die Unmittelbarkeit und Unbefangenheit, die Wärme des friſch aus dem Geiſte Geborenen verliert. Es bildet ſich leicht etwas Unnatürliches und Froſtiges, und es bedarf genialer Naturen, eines Luther, eines Leſſing und Göthe, um die Schriftſprache von ihrem Stelzengange zur Natur zurückzuführen und den Boden des Volksthums wieder zu gewinnen. Von dieſen Nachtheilen blieb die Kunſt der Griechen unberührt, ſie blieb lange Zeit friſch und naturwüchſig und erhielt ſich die Anmuth des volksthümlichen Klanges. Wie ſehr unter-

ſcheidet ſich dadurch die helleniſche Dichterſprache von der lateiniſchen, und wie bald erkennt man in Griechenland ſelbſt die Einwirkung des überhand nehmenden Schriftgebrauchs! Was Plato gelang, iſt keinem Zweiten gelungen; Iſokrates und ſeinen Schülern merkt man ſchon an, daß ſie beim Schreiben an das Schreiben dachten.

Auch für die Einheit eines Volks und den ungeſtörten Zuſammenhang aller Staatsangehörigen iſt es nicht gleichgültig, ob die Sprache früher oder ſpäter unter den Einfluß der Schrift kommt. Denn das Leſen wie das Schreiben iſolirt den Menſchen; wer viel in Büchern lebt, läuft Gefahr, ſich den Anſchauungen und Sitten ſeiner Mitbürger zu entfremden; durch die bequeme Gelegenheit, welche ſich ihm darbietet, ſich nach eigenem Belieben zu belehren, wird er gegen den höheren Reiz lebendiger Wechſelrede abgeſtumpft und ſelbſt ungelenk im mündlichen Verkehre. Darum trennt die Schrift die zuſammenwohnenden Menſchen, während ſie die durch Zeit und Raum getrennten vereinigt. Die Gebildeten ſondern ſich vom großen Haufen; es entſtehen allmählich zwei Klaſſen von Menſchen, welche ſich im Denken und Sprechen gegenſeitig immer unverſtändlicher werden. Eine ſolche Spaltung widerſprach aber durchaus dem Sinne der Alten, namentlich der Athener, und wir begreifen, wie ſehr die ſpäte Entwickelung des Schriftweſens dazu beitragen mußte, nicht nur Sprache und Dichtkunſt der Hellenen volksthümlich zu erhalten, ſondern auch der bürgerlichen Geſellſchaft die Einheit und Gleichheit zu

bewahren, worauf das Gedeihen der alten Republiken beruhte. Diejenigen Vortheile aber, welche die Schrift für die Ausbildung der Sprache gewährt, indem sie zu einem tieferen Verständnisse ihres Organismus und zu einer vollkommeneren Benutzung derselben anleitet, waren für die Griechen unwesentlicher, weil sie vermöge ihrer natürlichen Anlage auch ohne Nachhülfe der Schrift zu einer vollkommenen Beherrschung ihrer Sprache gelangt waren.

Wort und Schrift, das sind auch jetzt noch die beiden Angelpunkte aller geistigen Bildung, und jene von den Rhetoren des Alterthums viel behandelte Frage, ob Schrift oder Wort zu geistiger Mittheilung vorzüglicher sei, würde uns noch mehr als sie in Verlegenheit setzen, wenn wir gezwungen wären, nach einer Seite die Entscheidung zu geben.

Haben wir die Liebe zu dem lebendigen Worte und die treue Pflege desselben als etwas erkannt, wodurch die Griechen sich von den älteren Völkern, von den Schriftvölkern des Morgenlandes unterscheiden, so stehen wir mit unsrer Bildung gewissermaßen zwischen Griechen und Orientalen, oder vielmehr über dem Gegensatze, den sie bilden. Unsere Religion und Sitte beruht auf einer Schrift, welche wir als eine heilige Urkunde und als eine Norm unseres sittlichen Lebens anerkennen. Sie giebt uns zugleich den Standpunkt für die Beurtheilung der ganzen Menschengeschichte, indem sie alle wahrhaftigen Offenbarungen Gottes an die Menschen, also die ganze

Geſchichte des von Gott geleiteten Gottesbewußtſeins der vorchriſtlichen Menſchheit umfaßt. Um ſie bewegt ſich die ſeit Beginn unſrer Aera verfloſſene Menſchengeſchichte, weil das Schickſal der Völker weſentlich davon abhängt, ob ſie dieſe Schrift und wie ſie dieſelbe angenommen haben. Sie öffnet uns endlich auch den Blick in den noch unvollendeten Theil der Geſchichte und beſtimmt unſere Anſicht von dem Endziele derſelben. Alſo ſind wir nicht wie die Griechen darauf angewieſen, in uns und um uns zu ſuchen nach dem lebendigen Gott und durch eigene Forſchung unſrer Beſtimmung bewußt zu werden, ſondern wir haben die Ueberlieferung feſtzuhalten, wir haben das Gegebene uns anzueignen, wir ſind gebunden wie die Schrift- und Geſetzesvölker des Morgenlandes. Indeſſen lehrt uns dieſelbe Schrift, daß der Buchſtabe tödte, aber der Geiſt lebendig mache; ſie berechtigt und fordert die volle Anwendung aller geiſtigen Kräfte; ſie will, daß ihr Inhalt in lebendigem Worte und fortſchreitender Erkenntniß ſich immer neu erzeuge und immer neue Geſtalt gewinne; ſie will alſo, daß geſetzliche Gebundenheit und helleniſche Freiheit in uns ſich verſöhne; denn nur aus dieſer Verſöhnung kann die wahre Befriedigung des Geiſtes erwachſen, nach der wir Alle ringen.

Neben den heiligen Schriften ſteht das litterariſche Vermächtniß von Jahrtauſenden, und über dieſem Erbe, deſſen Beſitz wir immer vollſtändiger anzutreten ſuchen, wuchert von Jahr zu Jahr eine neue Litteratur, welche, je mehr das Wiſſen ſich verallgemeinert, deſto mehr in

das Unermeßliche anwächst, um das, was seit den Anfängen der Wissenschaft über göttliche und über menschliche Dinge gedacht und beobachtet worden ist, in jeder Form und Fassung dem lebenden Geschlechte darzubieten. So kommt es, daß immer entschiedener die Meinung laut wird, es verliere das Wort mehr und mehr seine Bedeutung; es könne sich die Jugend schneller und vollständiger aus Büchern belehren, es würden die Hörsäle durch die Bibliotheken überflüssig. Einer solchen Ansicht gegenüber müssen wir immer wieder zu den Hellenen zurückkehren und eine einseitige Ueberschätzung des geschriebenen Worts mit allem Ernste bekämpfen.

Die wahre Wissenschaft soll Erkenntniß und Weisheit werden; diese bilden aber den innerlichsten Besitz des Menschen; denn sie gehen in sein sittliches Bewußtsein über und geben seiner ganzen Persönlichkeit das eigenthümliche Gepräge. Durch persönliche Berührung kann deshalb allein die richtige Vorstelluug von dem gewonnen werden, was die Wissenschaft uns sein soll; darum wird die persönliche Lehrweise immer die segensreichere und wirkungsvollere bleiben, weil sie einen bedeutenderen sittlichen Einfluß gestattet, während ein Lernen ohne diesen Einfluß leicht zu dem Glauben verleitet, daß die Wissenschaft etwas sei, das wie eine Marktwaare von Hand zu Hand gehen könne, ohne daß die Person des Menschen dabei betheiligt sei. Bevorzugte Naturen können ungestraft besondere Wege gehen; der natürliche Weg heilsamer Einwirkung wird immer der bleiben, daß, wie die Be-

deutung der Religion uns in einem frommen Manne und die der Kunſt in einem geborenen Künſtler am lebendigſten vor Augen tritt, ſo auch das Weſen der Wiſſenſchaft in einem wahren Gelehrten erkannt werde. Je maſſenhafter aber die Litteratur anwächſt, um ſo mehr wird es eine Kunſt, dieſe Maſſe des Stoffs mit klarem Blicke zu beherrſchen, und wenn dieſe Kunſt mitgetheilt werden kann, ſo geſchieht es durch perſönliches Beiſpiel.

Ferner giebt es ja in allen Wiſſenſchaften ſchwebende Fragen, welche die Gemüther in Spannung halten und ſelbſt die Leidenſchaften aufregen. Wer den Gang der Wiſſenſchaft kennt, weiß wie gering die Hoffnung iſt, daß durch fortgeſetzte Arbeit der Forſcher und Schriftſteller auch nur in den wichtigſten Punkten eine Uebereinſtimmung derer, die auf Urtheil Anſpruch machen, erzielt werde. Je mehr man den Stoff geiſtig zu durchdringen ſucht, um ſo weiter pflegen die Auffaſſungen nach der Verſchiedenheit der Individualität auseinander zu gehen. Kein gewiſſenhafter Lehrer kann ſeine Auffaſſung als die unbedingt wahre geltend machen; aber der Hörer kann in ungleich vollkommenerer Weiſe als der Leſer von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es dem Lehrer um die Wahrheit ein heiliger Ernſt ſei, und indem dieſer Eindruck ſich ihm einprägt und ihn zu gleichem Ernſte anfeuert, empfängt er dadurch eine beſſere Gabe, als wenn er eine Reihe fertiger Reſultate nach Hauſe trägt. Wohl bezeugt ſich auch in Büchern das geiſtige Gepräge

eines Mannes, aber wie die Persönlichkeit in ihnen zurücktritt, so auch der Charakter. Jede mündliche Lehre ist eine That, welche wir persönlich vertreten; sie ist nicht dem Mißverständnisse und dem Mißbrauche ausgesetzt, wie das gedruckte Wort, dessen Wirkung wir nicht berechnen können, das so häufig ohne das volle Bewußtsein sittlicher Verantwortlichkeit in die Welt hinausgeschickt wird und, wie alle ferntreffenden Waffen, oft den Feigen dem Tapferen gleichstellt. Je mehr also die Wissenschaft ein Theil unserer Persönlichkeit ist, je mehr es dahin kommt, daß nach dem Grundsatze der Alten Tugend und Erkenntniß nur die verschiedenen Seiten der echten Bildung sind, um so mehr wird die schriftliche Mittheilung an Kraft und Segen hinter der mündlichen zurückstehen.

Wie nahe diese Betrachtungen unsern akademischen Beruf betreffen, leuchtet ein. Sie sind aber nicht bestimmt, ängstliche Gemüther über die Zukunft unserer Universitäten zu beruhigen; sie sollen auch nicht blos an die Jugend gerichtet sein, um sie vor der Täuschung zu bewahren, daß im Bücherlesen ein Ersatz für das Hören zu finden wäre, sondern sie enthalten ganz besonders für die Lehrer der Wissenschaft eine Aufforderung vom höchsten Ernste. Ihre Sache ist es, das lebendige Wort in vollen Ehren zu erhalten, den durch nichts zu ersetzenden Segen desselben kräftig zu erweisen, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für ihre Wissenschaft einzutreten und, was sie geben, aus dem Schatze eigener Lebenserfahrung darzureichen. Als ein Vorbild unseres Berufs haben wir die

Hellenen, welche den Schriftvölkern der älteren Zeit gegenüber das freie Wort zu voller Geltung gebracht haben. Sie lehren uns, was lehren sei, und Platons Akademie bleibt ewig das Vorbild jedes akademischen Unterrichts. Denn so Vieles auch jetzt anders sein muß, seit sich das menschliche Wissen in eine Menge von Fachkenntnissen gespalten hat, und das Umfassen des Ganzen, das Erfassen der einen Wissenschaft, immer mehr ein fast übermenschliches Geistesvermögen erfordert, so können und sollen wir doch die Hauptsache festhalten, daß nämlich die Rede des Lehrers eine Seelenleitung werde, daß das lebendige Wort den Geist des Jünglings lebendig mache und ihm zeige, wie er inmitten der zerstreuenden Masse äußerer Eindrücke die innere Sammlung sich bewahre und den festen Kern einer Persönlichkeit, die nichts annimmt, ohne es sich wahrhaft anzueignen, und die aus allen Zweifeln, Kämpfen und Anstrengungen immer geläuterter und gesünder hervorgeht. So wird mehr und mehr alles Wissen in Können, alles Lernen in Erkennen, alle Schulweisheit in Lebensweisheit sich verwandeln. Wenn wir in dieser Auffassung unsers Berufs einer Meinung sind, so wird auch der heutige Festtag unserer Universität dazu beitragen, das Gefühl treuer Gemeinschaft und fester Uebereinstimmung im Denken und Handeln, in Lehre und Wissenschaft zum Heile der Georgia Augusta unter uns zu erhöhen.

5.

Die Bedingungen eines glücklichen Staatslebens.

Man hört unter den Menſchen von nichts mehr reden, als von guten und ſchlechten Zeiten, und darunter werden nicht bloß vorübergehende Verhältniſſe verſtanden, welche günſtig oder ungünſtig auf den Wohlſtand einwirken, ſondern man glaubt auch ganze Geſchichtsperioden in dieſer Weiſe unterſcheiden zu können und hört wohl gar Einzelne darüber klagen, daß es ihnen nicht beſchieden ſei, einer anderen, glücklicheren Generation anzugehören. Denn der Grundzug ſolcher Betrachtungen iſt immer das Gefühl des Mißbehagens und der Unzufriedenheit mit den Zuſtänden der Gegenwart, und ſo lange wir die Menſchen kennen, betrauern ſie ein verlorenes Glück und hoffen immer von Neuem auf die Herſtellung eines Zuſtandes, welchen ſie als den normalen anſehen und auf den ſie ein gewiſſes Anrecht zu haben glauben. Wie viel Mittel ſind nicht erſonnen worden, um dieſe Hoffnung zu verwirklichen! Da wurden wichtige Begebenheiten benutzt, um von ihnen eine

neue Zeitrechnung zu beginnen, als sollte nun auf einmal das Alte vergessen und zu guter Stunde ein neuer Anfang gemacht werden. Neue Gottesdienste und Opferbräuche wurden eingeführt, Tempel geweiht, Feste und Festspiele gestiftet, Sühnungen ganzer Gemeinden, Städte und Länder vorgenommen, um einen neuen, reinen Anfang zu gewinnen. Oder man knüpfte seine Hoffnungen an solche Wendepunkte, welche mit ewigen Ordnungen der Natur zusammenhängen sollten. Man suchte in den Sternbildern des Himmels, wie in den Büchern der Sibylle nach dem Ablaufe großer Weltperioden, welcher eine Rückkehr der goldenen Zeit, eine Verjüngung und Wiedergeburt der Menschheit zur Folge haben sollte. So verkündete Virgil den Anbruch eines neuen Säculums, und Oktavian feierte es, als die Welt kriegsmüde ihm zu Füßen sank, mit glänzenden Staatsfesten. Inzwischen brach in aller Stille der neue Welttag wirklich an, das angenehme Jahr des Herrn, aber die Christen, die es verkündeten, erhielten zur Antwort, daß der Verheißung des Friedens die Erfüllung fehle; ärger, als je zuvor, sehe es in der Welt aus, und Orosius schrieb seine Weltgeschichte, um den Heiden zu beweisen, daß die früheren Zeiten wenigstens nicht freier von Noth und Elend gewesen seien.

So geht das Sehnen der Menschen durch ihre ganze Geschichte hindurch und ihre Klage tönt, leiser oder vernehmlicher, aus allen Jahrhunderten uns entgegen. Wenn wir aber dennoch nicht umhin können, gute und schlechte

Zeiten zu unterſcheiden, ſo denken wir nicht an das Glück des Einzelmenſchen, denn dieſes beruht doch zuletzt auf der Harmonie des geiſtigen Lebens, und wie unter den Wellen in aller Stille die Meerestiefe ruht, ſo kann auch in den trübſten Zeiten das Menſchenherz ſeines Friedens gewiß und darum glücklich ſein. Eben ſo wenig kann von dem Glücke der Völker, die zu einer Zeit gelebt haben, im Allgemeinen die Rede ſein, weil hier die Ungleichartigkeit der Zuſtände jede gemeinſame Beurtheilung unmöglich macht. Wir können alſo nur von einzelnen Völkern und Staaten reden, und je mehr dieſe ein organiſches Geſammtleben haben, um ſo mehr werden die einzelnen Glieder Glück und Unglück des Ganzen theilen. Darum treten uns auch in der alten Geſchichte die verſchiedenen Stufen des gemeinſamen Wohlbefindens am deutlichſten entgegen, die Zeiten der Dürre, der Ermattung, des Verfalls, und wiederum ſolche, welche von friſchem Lebensodem beſeelt und von einer kraftvollen Entwickelung erfüllt ſind, wo das Volksleben gleichſam in voller Blüthe ſteht. Dies ſind die Lichtpunkte und Sonnentage der Geſchichte, deren Vergegenwärtigung unſer Herz erfreut, und bei feſtlichen Anläſſen iſt es wohl vergönnt, bei ſolchen Zeiten anſchauend zu verweilen. So laſſen Sie uns heute einen Abſchnitt dieſer Art in das Auge faſſen, und zwar den Höhenpunkt der attiſchen Geſchichte; laſſen Sie uns das Glück des perikleiſchen Athens in der Weiſe prüfen, daß wir daran erkennen, welche Züge es vorzugsweiſe ſind,

die uns berechtigen, einer Zeit den Namen einer großen und glücklichen zu geben.

Um das Glück einer Zeit zu bestimmen, bedarf es vor Allem eines Maßstabs, und dieser ist kein unmittelbar gegebener. Denn so sehr die Menschen alle darin einverstanden sind, daß sie glücklich sein wollen, so weit sind sie in der Bestimmung dessen, was sie Glück nennen, von jeher auseinander gegangen und noch heute pflegt jedes Lebensalter, jede Bildungsstufe, ja, jede Menschennatur ein anderes Ideal zu haben. Die Meisten haben freilich immer das Wesen des Glücks darin gefunden, daß es etwas außerhalb aller Berechnung Liegendes und von der Thätigkeit des Menschen durchaus Unabhängiges sei; die Weisen des Alterthums haben uns aber schon einen anderen Standpunkt kennen gelehrt. Sie haben erkannt, daß das, was alle Menschenseelen nach ihrem innersten Naturtriebe erstreben, unmöglich etwas Derartiges sein könne, was einzelnen Begünstigten durch Zufall in den Schoß falle und eben so leicht dem Besitzer wieder abhanden komme. Es könne dasselbe vielmehr nichts anderes sein, als die Verwirklichung dessen, worauf die menschliche Natur angelegt sei, die Erfüllung ihrer sittlichen Zwecke. So haben die Griechen den Begriff des Glücks der Sphäre des Zufälligen entrückt und ihn, als den des höchsten Gutes, kühn und sicher in die Mitte ihrer Sittenlehre gestellt; sie haben die Begriffe von Tugend und Glück unzertrennlich mit einander verbunden. Auf diesem Standpunkte sehen wir Solon dem

eitlen Lyderkönige gegenüber ſtehen und mit ihm ſind die größten Philoſophen des Alterthums bis Ariſtoteles hinauf im Einklange geblieben. Ihnen werden auch wir uns hier um ſo lieber anſchließen, da nach ihren Grundſätzen menſchliche Tugend und menſchliches Glück ſich nur in der Staatsgemeinſchaft verwirklichen konnte, und werden alſo das Weſen eines glücklichen Staats darin erkennen, daß er bei allen ſeinen Angehörigen eine der Tugend gemäße, volle Entfaltung aller ſittlichen Kräfte nicht nur geſtattet, ſondern auch möglichſt anregt und fördert.

Die erſte Vorausſetzung iſt alſo die, daß ſolche der Entfaltung fähige Kräfte vorhanden ſind, die dem Staate eine Zukunft verbürgen. Aber es müſſen nicht nur ungeſchwächte und bildungsfähige Kräfte da ſein, ſondern ſie müſſen auch ſchon angeregt, geübt, in Anſtrengung bewährt und dadurch zum Bewußtſein gekommen ſein, wenn ſie der vollkommenen Entfaltung, in welcher wir das Weſen des glücklichen Zuſtandes erkennen, nahe ſein ſollen. Eine ſolche Zeit der Erweckung hatte Athen durchlebt, ehe es in die perikleiſche Zeit eintrat. Kühnes Muths hatte die kleine Bürgerſchaft mit dem mächtigſten Weltreiche angebunden, indem ſie den aufſtändiſchen Joniern Hülfe gewährte; aber dieſer Hülfszug war kein thörichtes und abenteuerliches Unternehmen, ſondern er ging von dem klaren Bewußtſein aus, daß helleniſches Volk nicht beſtimmt ſei in Dienſtbarkeit der Barbaren zu ſtehen, und von der richtigen Erkenntniß, daß die bei-

den Meerſeiten zu gemeinſamer Geſchichte berufen ſeien, deren Mittelpunkt Athen ſein müſſe. Es war der erſte Schritt einer unabhängigen und nationalen Politik, die erſte That einer Großmacht. Freilich hatte ſich Athen dadurch in einen unabſehlichen Krieg verwickelt, aber es war ein nothwendiger, ein gerechter und ein ſegensreicher. Denn alle Verluſte an Gut und Menſchenleben wurden weit überwogen durch die geiſtige Erhebung, welche der Gewinn des Sieges war. Nachdem man Stadt und Land preisgegeben, war die Idee des Staats, als einer von äußerem Beſitze unabhängigen Gemeinſchaft neu geboren, und die Idee des Hellenenthums den Athenern in neuer Kraft aufgegangen. Da war alſo an ein behagliches Ausruhen auf den gewonnenen Lorbern nicht zu denken, ſondern wie man erſt nach Beginn des Kampfes die Kriegsmittel herbeigeſchafft hatte, ſo mußte auch nach dem Siege erſt die volle Berechtigung zu demſelben gewonnen werden. Auch der Geiſt verlangte neue Erwerbungen, einen weiteren Geſichtskreis, eine höhere Bildung; es war eine tief bewegte, eine gährende und in ſich arbeitende Zeit des Uebergangs. Denn noch beſtand in männlicher Kraft das alte Athen, die Generation der Marathonkämpfer, den väterlichen Sitten treu ergeben, mäßig, ſchlicht und bürgerlich, als deren Kern ſich die Familien betrachteten, die ſeit unvordenklichen Zeiten den Boden von Attica beſtellten. Daneben drängte ſich das jüngere Athen vor, in jener Zeit aufgewachſen, die Themiſtokles mit ſeinem Geiſte beſeelte, da man Häfen

und Werften baute, Schiff auf Schiff in raſtloſer Geſchäftigkeit von Stapel ließ und alles junge Volk ſich mit Ruder und Segel übte. Da wurde der Blick von den väterlichen Fluren in's Weite gerichtet, wo Inſel an Inſel ſich reihte, die bis zu den fernſten Küſten auf Athens Schutz zählten. Damit begann ein Aufſchwung der Gewerbe, ein Trieb zu Unternehmungen, ein Hang zu raſchem Handelsgewinne, wodurch die Stille des bisherigen Lebens vollſtändig unterbrochen war. Nun kamen dazu die anregenden und aufregenden Berührungen mit den Städten Joniens, wo eine Forſchung begonnen hatte, welche ſich der Welt der Erſcheinungen kühn entgegenſtellte, die den menſchlichen Geiſt aufrüttelte aus ſeinem behaglichen Dahinleben und ihn frei machte von dem Anſehen des Herkömmlichen. Eine neue Bewegung begann, indem Alles in Frage geſtellt wurde, um entweder verworfen, oder ſicherer als bisher gewonnen und beſeſſen zu werden. Mit dem Zweifel begann der Kampf und das Ringen nach bleibender Wahrheit; neben den praktiſchen Tugenden, wie ſie der Bürger in Krieg und Frieden zu gemeinem Nutzen bethätigt hatte, entfalteten ſich neue Tugenden, indem der Geiſt ohne äußere Zwecke nach der Anſchauung des Ewigen und Göttlichen trachten lernte, die Tugenden der Erkenntniß und der Weisheitsliebe.

Alſo die erſte und weſentliche Vorausſetzung des Staatsglücks war vorhanden, eine Fülle von Lebenskräften, in einem Staate vereinigt, und zwar in einem

Staate, der das glücklichſte Maß der Größe hatte, nicht gefährdet durch eine zu große Kopfzahl, welche den Staat ſchwächt anſtatt ihn zu ſtärken, indem ſie Unordnungen hervorruft und die klare Ueberſichtlichkeit unmöglich macht, wie ſie den republikaniſchen Gemeinden des Alterthums unentbehrlich war; andrerſeits aber auch nicht an abnehmender Bürgerzahl leidend, wie Sparta, deſſen Leitung dadurch mehr und mehr in die Hände eines ſich verengernden Familienkreiſes gerieth, ſondern eine vollkräftig blühende Bürgermeinde, deren Geſundheit auf Mäßigkeit und gymnaſtiſcher Uebung beruhte, ein Bürgerſtaat, der es durch Fleiß und Klugheit zu einem allſeitigen Wohlſtande gebracht hatte, ſelbſtgenugſam in Krieg und Frieden, durch ſeine Mauern dem Feinde unnahbar und durch ſeine Flotte im Stande allen Mächten am Mittelmeere die Spitze zu bieten, ein Staat, an welchen ſich eine große Menge gewerbthätiger Inſaſſen angeſchloſſen hatte, die dem Staate, deſſen Schutz ſie genoſſen, mit Treue anhingen, ein Staat endlich, der reich an Sklaven war, welche dem Bürger die niederen Arbeiten abnahmen und ihm die zur Entwickelung bürgerlicher Tugenden unentbehrliche Muße verſchafften, ohne daß ſie, wie die Heloten, eine feindlich lauernde und ſtaatsgefährliche Menge bildeten.

Unter dieſen Umſtänden kam es nur darauf an, daß die in Athen vorhandenen Kräfte, die geübten und bewährten ſowohl wie die neu angeregten und ihrer Entwickelung harrenden, zu einem feſten und klar erkannten

Ziele geleitet wurden, damit sie nicht etwa zerstörend oder hemmend einander entgegenwirkten. Eines festen Ziels bedarf ja zu seinem Heile der Staat so wohl wie der einzelne Mensch; denn glücklich kann nur der sein, welcher weiß, was er will. Die Entschiedenheit des Willens verdoppelt unsere Kraft und ist die Quelle jeder freudigen Gemüthsstimmung. Darum halten wir einen gewissen Geist für unser bestes Gut, darum betrachten wir mit Vorliebe das Leben solcher Männer, welche ganz dahin gegeben waren an die Macht einer Idee und vertiefen uns am liebsten in solche Abschnitte der Geschichte, in welchen alle besseren Volkskräfte nach einem Ziele streben. Wenn wir daher berechtigt sind zwischen guten und schlechten Zeiten zu unterscheiden, so dürfen wir wohl diejenigen für die bevorzugten halten, welche von einem großen und bewußten Berufe erfüllt sind.

Einen solchen Beruf hatte Athen, und zwar war es kein willkürlich gemachter und kein von ehrgeizigen Parteiführern ersonnener, sondern ein solcher, der sich aus der Vergangenheit mit Nothwendigkeit ergab, den die Geschichte der Stadt und des Volks forderte, ein attischer zugleich und ein hellenischer Beruf.

Eine fast unzählige Menge von Gemeinden hatte das hellenische Volk in seinen Gebirgsthälern und Küstenlandschaften gegründet; in der Anlage einzelner Städte, im Ausbau scharf begränzter Cantonalstaaten war das Mögliche geleistet; denn auch außerhalb ihres engeren Land- und Seegebiets hatten die Hellenen kühn jeden

Platz sich angeeignet, der ihren Handelszwecken entsprach; überall hatten sie mit überlegener Geisteskraft die Barbaren zurückgedrängt und an den fernsten Gestaden ihre Sprache, Sitte und Religion festgehalten. Jetzt war es an der Zeit die zerstreuten Kräfte zu sammeln und nach einer seit Jahrhunderten fortschreitenden Zersplitterung des Volks die Einheit desselben wieder zur Geltung zu bringen.

Einst war Delphi der Träger der griechischen Volkseinheit gewesen, aber es hatte längst seine Macht verloren und durch seine feige Haltung in den Freiheitskriegen jedes Anrecht auf Oberleitung der hellenischen Angelegenheiten eingebüßt. Auch Sparta hatte seine Führerschaft verloren und zwar durch den schnöden Egoismus seiner Politik, durch die Schlechtigkeit seiner Heerführer und die gänzliche Unfähigkeit größere Unternehmungen zu leiten. Darum hatte sich in der Stunde der Noth das ganze jenseitige Hellas an Athen angeschlossen, und niemals ist ein Staat auf eine gerechtere Weise zu einer Großmacht geworden; denn durch ihre Thaten hatten die Athener ein Nationalgefühl wieder geschaffen, und die Möglichkeit einer freien Fortentwickelung der griechischen Staaten war ihr Verdienst. Aber dieser Ruhm war es gerade, welchen die Anderen ihnen nicht gönnten. Sparta, dem die kleinen Kantone gewohnheitsmäßig anhingen, wollte keine Macht neben sich anerkennen und suchte nur nach Gelegenheit, Athen zu schaden; die Mittelstaaten, namentlich Korinth und Theben, schürten unaufhörlich

die Erbitterung, theils aus Aerger über die Machtſtellung eines Staats, den ſie als ihresgleichen angeſehen hatten, theils aus Abneigung gegen die volksthümlichen Einrichtungen des attiſchen Staats. Sie wollten einmal von der Größe Athens nichts wiſſen und betrachteten dieſelbe nur wie eine ungehörige Unterbrechung der griechiſchen Geſchichte.

Und doch ruhte die ganze Geſchichte auf der einen Stadt! Denn nachdem ſie Griechenland gerettet und eine neue Bahn gebrochen hatte, ging ſie allein auf derſelben vorwärts, während die Anderen nur eigenſinnig trotzen, hemmen und verneinen konnten. Sie mußte nun, unbekümmert um den Neid der Kleinen und die Mißgunſt der Böswilligen, aus eigener Kraft die ferneren Aufgaben der griechiſchen Volksentwickelung durchführen und für Alle allein die Gränzen hüten, das Meer ſichern, und die griechiſche Cultur auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft zu vollkommener Geſtaltung zu bringen ſuchen. Fürwahr ein großer Beruf für eine einzelne Stadt, aber zugleich ein ſolcher, deſſen Bahn klar vorgezeichnet war; ein idealer Beruf und doch ein unmittelbar praktiſcher, an welchem ſich jeder Bürger perſönlich betheiligen konnte und betheiligen mußte, ein Beruf endlich, welcher ſeinen reichen Lohn in ſich trug, indem er für alle Staatsangehörigen eine Erziehung zur Tapferkeit, zu freier Geiſtesbildung und uneigennütziger Vaterlandsliebe war.

Glücklich preiſen wir den Staat, welchem ein ſo

großer und ſo beſtimmter Beruf vorliegt, ein Beruf, der kein haltloſes Schwanken geſtattet, der die Gedanken vom Kleinlichen und Selbſtiſchen abzieht, der die höchſten Ziele zu den nächſten macht und alle menſchlichen Tugenden als Bürgerpflichten fordert. Aber in welcher Form, in welcher Verfaſſung ſollte es Athen gelingen einem ſolchen Berufe zu genügen?

Athen ſtand am Ende einer Reihe von Verfaſſungszuſtänden. Unter einem ſtarken Erbkönigthume hatte der Staat Einheit und Kraft gewonnen; das königliche Geſchlecht war von dem anwachſenden Adel nach und nach ſeiner Vorrechte beraubt worden; aus dem Parteizwiſte der Adelsgeſchlechter war die Tyrannis erwachſen und nach ihrem Sturze wurden die Hoheitsrechte des Staats der Bürgerſchaft übergeben, welche ſich durch gleichmäßige Bethätigung einer aufopfernden Vaterlandsliebe das Recht erworben hatte, daß alle ihre Mitglieder gleichen Zutritt zu den Aemtern der Regierung und gleichen Antheil an der Geſetzgebung erhielten. Die Demokratie war nunmehr die zu Recht beſtehende Verfaſſung, und die außerordentliche Siegeskraft, welche die Bürgerſchaft entwickelte, zeigte deutlich, daß dieſe Verfaſſung die für Athen wahrhaft angemeſſene ſei; es konnte keine geeigneter ſein, um eine wetteifernde Anſpannung der Kräfte, eine allgemeine Hingebung und Opferbereitſchaft hervorzurufen. Aber mit Opfern und Kriegsmuth allein war es nicht geſchehen; auch die beſten Geſetze halfen hier nicht aus. Athen bedurfte nach den Siegen einer feſten, beſonnenen und

klugen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, es bedurfte eines kräftigen, perſönlichen Regiments, es bedurfte eines Mannes, wie Perikles war.

Perikles war kein ſelbſtſüchtiger Parteimann und kein neuerungsſüchtiger Demagoge, der mit der Vergangenheit des Staats brechen wollte. Er entſtammte ſelbſt dem älteſten Landesadel und zugleich dem Geſchlechte der Alkmäoniden, das zu dem jüngeren Adel gehörte und die Idee der Bewegung im Staate vertrat. Mit der Vorzeit des Landes eng verwachſen, war er aber zugleich von den Intereſſen der Gegenwart lebendig erfüllt. In ihm lebten die Gedanken des Themiſtokles, nur daß er mit Beſonnenheit nnd Gerechtigkeit ausführen wollte, was Jener in Haſt und gewaltthätig erzielte; denn er war als Staatsmann gewiſſenhaft und uneigennützig wie Ariſtides, und dabei als Feldherr glücklich und unüberwindlich wie der Sohn des Miltiades. Aber die Lage des Staats verlangte mehr, als eine Vereinigung der Vorzüge, welche die früheren Staatsmänner Athens ausgezeichnet hatten. Athen bedurfte einer königlichen Leitung; aber ein Königthum läßt ſich nicht ſchaffen, wenn es untergegangen iſt. Auch der Adel konnte nicht wieder an die Spitze treten; denn wenn es auch im Volke an alten Geſchlechtern nicht fehlte, welche noch immer durch reichen Beſitz und angeſtammte Tüchtigkeit eine politiſche Bedeutung ſich bewahrt hatten, ſo hatten ſie ſich doch in den Freiheitskriegen nicht bewährt; in ihren Kreiſen hatte ſich mannigfache Hinneigung zum Nationalfeinde gezeigt, die Erhaltung

ihrer Standesrechte hatte ihnen höher gegolten als des Volks Ruhm und Ehre, und was Athen betrifft, so hatte sich hier deutlich gezeigt, daß die Aristokratie ihre Vaterstadt lieber unter Sparta gebeugt, als in freier Verfassung aufblühen sehen wollte. Die ernste Mahnung der Geschichte, daß alle politischen Rechte verwirkt werden, wenn die Inhaber derselben sich in frevelhaftem Selbstdünkel der Bewegung der Zeit entgegenstemmen, hatte sich auch hier bewährt; der Adel hatte die Führerschaft verloren und seine Schuld war es, daß die Demokratie die allein mögliche Verfassung war.

Aber auch sie war praktisch unmöglich. Denn wie kann die Leitung eines ausgedehnten Reichs, das aus weitzerstreuten und locker verbundenen Gliedern besteht, und überall angefeindet und bedroht wird, einer Bürgermenge überlassen werden, die auf offenem Markte tagt und in ihrer Gesammtheit unfähig ist, verwickelte Staatsverhältnisse zu behandeln!

Nicht selten sind in der Geschichte solche Fälle eingetreten, wo ein Staat plötzlich in Verhältnisse kommt, in denen die hergebrachte Verfassung sich für den erweiterten Beruf untauglich erweist, und es fehlt dann nicht an kühnen Männern, welche die Mängel abzustellen suchen. So erkannten in Gela die Söhne des Deinomenes, daß das ganze Griechenthum in Sicilien auf die Dauer nur durch eine starke Concentration, durch die Aufrichtung einer Reichsmacht erhalten werden könne. Gelon machte daher mit List und Gewalt Syrakus zum Mittelpunkte

eines Inſelreichs, und wenn er ſich auch nachträglich durch allgemeines Stimmrecht die ertrotzte Gewalt beſtätigen ließ, ſo war er doch ein Gewaltherr und das Schickſal ſeines Hauſes war das eines Tyrannenhauſes. In dem unter einer lahmen und unwürdigen Familienherrſchaft ſtehenden Rom erkannten die Gracchen die Nothwendigkeit einer neuen Staatsleitung, eines perſönlichen Regiments, wenn Rom ſeinem Weltberufe genügen ſollte, aber ſie brachten es nur zur Revolution und ihre Gedanken konnten am Ende nur auf den Trümmern der ganzen zu Recht beſtehenden Verfaſſung ausgeführt werden. Auch in Freiſtaaten neuerer Zeit iſt die Verfaſſung thatſächlich aufgehoben worden, wenn dieſelben in politiſche Beziehungen von größerem Umfange eintraten, wie z. B. in Florenz, als die Mediceer mit erblicher Macht an der Spitze des Gemeinweſens ſtanden. In allen Fällen dieſer Art, wo aus praktiſchen Gründen die Staatsordnung als untauglich beſeitigt wird, finden wir, daß mehr oder minder ſchroff das Recht gebrochen wird und daß unberechtigte Gewalten, wie die des Geldes, des ſoldatiſchen Anhangs und der durch ſchlechte Mittel erworbenen Volksgunſt den Staat an ſich reißen. Nur eine Macht giebt es, welche in allen Zeiten die wahrhaft berechtigte iſt, das iſt die Macht des Geiſtes, die Macht hervorragender Einſicht und Tugend. In dem Maße, wie dieſe zur Geltung kommt, iſt jede Verfaſſung eine normale und gute, wie der Seelenzuſtand des Einzelnen ein wohlgeordneter iſt, wenn die zur Herrſchaft berufenen Seelenkräfte die

niederen Triebe leiten; in dieſer Beziehung giebt es alſo in der That nur eine einzige richtige Verfaſſung, die wahre Ariſtokratie. Und darin beſtand nun das unvergleichliche Glück Athens, daß ihm in der Zeit ſeiner ſchwierigſten Aufgaben eine ſolche Verfaſſung zu Theil wurde, und zwar ohne Gewaltſamkeit, ohne ſogenannte „rettende Thaten“ und ohne Rechtsbruch.

Wir dürfen dies wohl als etwas der griechiſchen Nation Eigenthümliches anſehen, daß bei ihr ſeit älteſten Zeiten geiſtige Bildung als eine Macht im Staate angeſehen worden iſt. Ihre Könige ſchon ſind Lehrer des Volks, wie Pittheus in Trözen, der auf dem Markte am Muſenheiligthume ſeine Unterthanen zu Redeübungen vereinigt haben ſoll. Die Macht Delphis beruhte auf der dort vereinigten Wiſſenſchaft; die älteſten Philoſophen, wie Thales, Empedokles, Parmenides, waren einflußreiche Staatsmänner. Der große Gelehrte Hekataios hatte eine einflußreiche Stimme bei den Joniern, und als durch die Verſchmähung ſeines Raths die Erhebung mißlungen war, half er noch durch ſeinen Einfluß das Schickſal der Beſiegten mildern, gerade ſo wie wir am Ende der griechiſchen Geſchichte Polybios thätig ſehen, ſeinen Einfluß bei den Siegern zu Gunſten ſeiner Landsleute geltend zu machen, und wie ſehr man den Beſitz hervorragender Welt- und Menſchenkenntniß als Bedingung einer würdigen Amtsführung im Staate anſah, bezeugt noch der gelehrte und philoſophiſch gebildete Strabo, der ſein bewunderungswürdiges Lehrbuch der Erdkunde für Solche

ſchrieb, die ſich zu ſtaatsmänniſcher Thätigkeit vorbereiten wollten.

Dieſer echt helleniſche Geſichtspunkt hatte vorzugsweiſe ſeine Geltung in Athen, und wenn nun Perikles hier kraft des unveräußerlichen Herrſcherrechts überlegener Geiſteskraft die erſte Stelle im Staate beanſpruchte, ſo kam ihm dabei der Umſtand zu Gute, daß um ſeine Zeit eine neue Seite helleniſcher Bildung und damit eine neue Kraft des helleniſchen Geiſtes ſich entfaltete. Perikles war einer der Erſten in Athen, die philoſophiſch gebildet waren. Als Schüler und Freund des Anaxagoras hatte er einen Standpunkt gewonnen, den Keiner mit ihm theilen konnte. Er ſtand außerhalb der Menge und darum konnte er ſie bewegen; er war als Philoſoph über ihre Vorurtheile erhaben; als Philoſoph hatte er einen ſtets auf hohe Ziele gerichteten Sinn, überlegene Denkkraft, unerſchütterliche Faſſung, Klarheit des Urtheils und eine Fülle von Geſichtspunkten, die er mit Geiſtesgegenwart beherrſchte. Alſo die Forderung, von welcher Plato die Möglichkeit einer glücklichen Reform des geſellſchaftlichen Lebens abhängig macht und die gewöhnlich von allen platoniſchen Forderungen am meiſten belächelt zu werden pflegt, daß nämlich Philoſophen im Staate herrſchen müßten, dieſe Forderung wurde, ſo weit ſie vernünftig iſt, durch Perikles verwirklicht.

Aber wie war denn ein ſolches Herrſchen möglich, innerhalb einer vollendeten Demokratie, deren Grundſatz es iſt, keine Autorität dem Volke gegenüber anzuerkennen,

jede Macht durch Theilung zu beschränken und auch die beschränkte Macht nur auf kurze Frist zu verleihen, um den Gegensatz von Regierenden und Regierten möglichst aufzuheben?

Freilich war das Staatswesen der Athener darauf angelegt, daß soviel wie möglich alle Bürger abwechselnd regieren und gehorchen sollten, aber sie haben niemals das Heil ihres Staats dem Unwesen einer unbedingten Massenherrschaft preisgegeben. Sie haben ihre Beamten erlooſt, weil sie glaubten, daß zu den laufenden Verwaltungsgeschäften jeder ihrer Mitbürger die genügende Vorbereitung besitze, und das Loos hat die Stadt vor vielem Unsegen der Wahlumtriebe und Parteikämpfe bewahrt; aber sie haben demselben niemals eine unbedingte Berechtigung eingeräumt. Das Amt der Heerführung, mit welchem ausgedehnte Vollmachten in Beziehung auf die auswärtigen Angelegenheiten und die öffentliche Sicherheit verbunden waren, so wie die oberste Finanzstelle sind immer den Männern des allgemeinen Vertrauens vorbehalten worden. Diese Aemter stiegen an Ansehen, so wie die Loosämter an Bedeutung verloren. Es bedurfte also nicht der Aufhebung des Looses, wie sie in Florenz erfolgte, um die Herrschaft der Mediceer zu befestigen, sondern Perikles regierte den Staat, ohne eine seiner Institutionen zu verletzen; er regierte ihn als der erwählte Mann des öffentlichen Vertrauens, als Berather der Bürgerschaft, als Oberfeldherr der Republik, als Aufseher ihrer Finanzen und endlich als Bevollmächtigter

der Gemeinde zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten. So vereinigte ſich in dem perikleiſchen Regimente das Gute der verſchiedenſten Staatsformen; der unverkennbare Vorzug einer Demokratie, welche Alle zu gleicher Theilnahme am Staatsweſen heranzieht, jeden einzelnen Bürger für das Heil des Ganzen verantwortlich macht, Willkür, Einſeitigkeit, Mißbrauch der Gewalt, Unredlichkeit der Politik möglichſt verhütet und die größte Kraftentwickelung hervorruft. In dem allgemeinen Wetteifer bewähren ſich die Beſten der Bürger, und indem dieſen die Vertrauensämter übertragen werden, ſo verbindet ſich mit der Volksherrſchaft der jedem Gemeinweſen unentbehrliche Segen einer wahren Ariſtokratie. Der ſeltenſte und glücklichſte Fall iſt aber ohne Zweifel der, wenn ſich Einer als der Beſte bewährt. Dann iſt ſcheinbar freilich die Demokratie aufgehoben, denn es herrſchen nicht Alle, ſondern Einer, nicht der Erſte, Beſte, ſondern der Erſte und Beſte; aber dennoch konnte eine ſolche Herrſchaft nur aus dem Boden der Demokratie ſich entwickeln, denn dieſe hat ja gerade darin ihre politiſche Berechtigung, daß in ihr ohne alle Nebenrückſichten der unbedingt Beſte an die erſte Stelle rücken kann. Er ſtellt die Tugend, welcher Alle nacheifern, das Geſetz, welchem Alle dienen, in ſich perſönlich dar. Anſtatt des todten Buchſtabens ſteht ein perſönliches Weſen im Mittelpunkte, wie es zu allen Zeiten ein Bedürfniß der menſchlichen Natur geweſen iſt, ein Mann, der immer das Ganze im Auge hat, und mit jenem königlichen Blicke, wie ihn Plato

entwickelt, die Dinge beherrſcht. Und ein ſolcher König war Perikles inmitten der Republik, kein Parteihaupt, darum frei und unabhängig; ein gerechter König, indem er nicht das Seine ſuchte, ſondern, von aller Hoffart fern, ein arbeitvolles Leben ganz dem Staate widmete; ein legitimer Fürſt, indem er durch freiwillige Anerkennung ſeiner Mitbürger herrſchte; ein ſchlichter Bürger und dennoch ein geborener Herrſcher, denn er war mit Gaben ſo außerordentlicher Art ausgerüſtet, daß er nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht hatte, durch dieſelben zu herrſchen. Er hatte die Kraft des Genius, welche die zerſtreuten Elemente magnetiſch anzieht und ihnen Bewegung und Richtung giebt. Seine Herrſchaft war um ſo ſicherer, je verſtändiger und tugendhafter ſeine Mitbürger waren; er hob ſie empor, wenn er ſie leitete; es verſtummten in ihnen die niederen Begierden, wenn er zu ihnen redete. Das war die ethiſche Kraft ſeines monarchiſchen Regiments, und ſo dürfen wir wohl ſagen, daß ſich das Gute der verſchiedenen Staatsformen auf die ſeltenſte Weiſe in dieſer Staatsleitung vereinigte.

Aber was den Inhalt der perikleiſchen Politik betrifft, lag nicht in ihr der Keim des Bürgerkriegs, war nicht die Schwäche und Demüthigung der anderen Bundesſtaaten Vorausſetzung und Ziel der Größe von Athen, war Perikles Regiment nicht eine Herausforderung gegen Sparta und wie kann man die Vorbereitung des entſetzlichſten Bürgerkriegs eine glückliche Periode nennen?

Freilich haben ſchon im Alterthume Feinde und Spöt-

ter Perikles den Anſtifter des Kriegs genannt; freilich war er vorzugsweiſe der Gegenſtand des Haſſes von Sparta, das ſeine Ausweiſung als Unterpfand des Friedens verlangte; aber dieſe Forderung beruhte nur darauf, daß man in Perikles die Macht Athens erkannte, wie aus gleichem Grunde der Feind unſers deutſchen Vaterlandes die Ausweiſung ſeines größten Staatsmanns verlangte. Perikles hat nie einen Haß gegen die anderen Staaten gezeigt. Er hat alle unberechtigten Oberhoheitsgelüſte ruhig und entſchloſſen zurückgewieſen; er hat die Ummauerung Athens vollendet, Heer und Flotte geordnet, den Staatsſchatz geſammelt, damit ſeine Vaterſtadt jeden Augenblick kriegsbereit ſei und ſelbſtgenugſam; er hielt die Bündner auch wider ihren Willen feſt, weil er den kleinen Inſelſtädten nicht das Recht zugeſtehen konnte, nach eigener Laune ihre Politik zu beſtimmen und dadurch die mit viel Blut erkaufte Sicherheit des griechiſchen Meers in Frage zu ſtellen, aber er war ein entſchiedner Gegner aller Eroberungsgelüſte, er war ein Mann des Friedens, weil nur im Frieden Athen das Werk, zu dem es berufen war, ausführen konnte, und dies Werk war ein nationales.

Ein politiſches Vaterland gab es nicht mehr. Der in den Freiheitskriegen erneuerte Staatenbund war aus einem Schutze der nationalen Entwickelung eine Feſſel derſelben geworden und endlich durch Spartas Schuld aufgelöſt worden. Perikles verſuchte neue Einigungen, aber umſonſt. Athen blieb auf ſich angewieſen. Es

mußte alſo die geiſtigen Güter, die den nationalen Gemeinbeſitz bildeten, um ſo treuer pflegen, um ſo raſtloſer dahin ſtreben, das Bild eines vollkommenen Griechenthums bei ſich darzuſtellen, und ſeine Schuld war es nicht, wenn dasſelbe ein vollſtändiges Gegenbild von Sparta wurde. Es handelte ſich alſo nicht bloß um eine achtunggebietende Machtbildung dem Auslande gegenüber, ſondern auch um eine Ausgleichung der Stammesunterſchiede, um eine Verbindung der noch im Gegenſatze ſtehenden Volkskräfte, um eine Ausſöhnung alter und neuer Bildung; denn die Aufklärung drang von Jonien unaufhaltſam ein. Abwehren ließ ſie ſich nicht, aber es kam darauf an, den Glauben der Väter feſtzuhalten, mit welchem die Volksſitte und Volkskraft unauflöslich verbunden war, und dieſe Verſöhnung war die Aufgabe der Kunſt, wie ſie von Pheidias und Sophokles geübt wurde. Indem in Athen vereinigt wurde, was bis dahin in den verſchiedenen Stämmen und an verſchiedenen Orten ſich entwickelt hatte, entſtand aus der Vereinigung etwas weſentlich Neues; es entſtanden Kunſtwerke, die weder doriſch noch ioniſch, ſondern attiſch und zugleich echt helleniſch waren. Es entwickelten ſich auch ganz neue Richtungen, wie in der Philoſophie, in der Beredſamkeit und in der Geſchichtſchreibung. Herodot und Thukydides ſind als Hiſtoriker ſo verſchieden wie möglich von einander, aber in dem Einen ſtimmten ſie überein, daß der Staat des Perikles den Mittelpunkt ihrer Geſchichtsanſchauung bildete. Und alle die großen Leiſtungen der

Stadt in Wiſſenſchaft, Poeſie und Bildkunſt, ſie gehörten nicht einem auserwählten Kreiſe der Geſellſchaft an, ſie bildeten nicht den Schmuck eines Hofes, ſie dienten nicht zu prahleriſcher Schauſtellung des erworbenen Wohlſtandes, ſondern ſie gehörten dem Gemeinweſen an, wirkten bildend und läuternd auf alle Angehörigen desſelben und kamen durch Betheiligung der ganzen Bürgerſchaft zu Stande. Jeder Bürger mußte ſtolz ſein auf eine Vaterſtadt, die Solches leiſten konnte, ja jeder gebildete Hellene mußte ſich in Athen zu Hauſe fühlen und anerkennen, daß in der Stadt des Perikles das wahre Hellas ſei. War alſo ſein Wirken nicht ein echt nationales, und war es nicht ein Glück für Athen, wie es ſich ſelten wiederholt, einem ſo hohen Berufe in ſolcher Weiſe genügen zu können?

Aber, ſagt man, ſo glänzend immerhin der Zuſtand des perikleiſchen Athens war, als einen glücklichen dürfen wir ihn kaum preiſen, da er doch nur ein Moment war in der Volksgeſchichte; der raſche Verfall zeigt ja, auf wie unſicheren Grundlagen jenes Glück beruhte. Soll damit die Blüthe Athens als eine künſtlich getriebene und deshalb vergängliche bezeichnet werden, ſo widerſpricht dem der Charakter der ganzen Zeit und ihrer Werke. Was ſie geleiſtet hat, iſt durch den überſchauenden Blick des Einen Mannes nach allen Seiten gefördert worden, aber eine willkürlich hervorgerufene, durch äußere Mittel und um äußerer Zwecke willen angeregte, durch Ueberreizung beſchleunigte können wir die Entwicke-

lung Athens nicht nennen, ſondern ſie iſt aus dem Volke mit friſchen Trieben hervorgegangen, national und geſund. Oder ſoll etwa gar die Zeitdauer den Maßſtab des Glücks abgeben? Das würde freilich vollſtändig dem widerſprechen, was wir im Einverſtändniſſe mit den Weiſen Griechenlands als das Weſen des Glücks erkannt haben. Dann müßte eine lange Reihe kümmerlicher Jahre einem kurzen, inhaltreichen Leben in voller Kraft der Geſundheit, dann müßte das lange, kränkelnde Daſein des ſpartaniſchen Staats der Vollblüthe des attiſchen Lebens vorgezogen werden!

Die Staaten des Alterthums lebten raſcher, als die neueren, ſchon deshalb weil ſie kleiner waren und ihre Bürgerſchaften abgeſchloſſene Körperſchaften; jeder öffentliche Unfall betraf unmittelbarer jeden Einzelnen, jeder Verluſt wurde ſchwerer erſetzt, jede Veränderung war durchgreifender. Daher ſind die Kriſen des Verfaſſungslebens häufig ſo plötzlich eingetreten, und in manchen Staaten können wir beinahe nach Jahr und Tag den Wendepunkt des inneren Lebens beſtimmen. In Athen war die Umänderung beſonders plötzlich und überraſchend; ſie war aber nicht die Folge der von Perikles geleiteten Entwickelung, ſondern allgemeiner Entwickelungsgeſetze, denen keine Macht des Geiſtes die alten Staaten entziehen konnte, und dazu kamen Unfälle von unberechenbarer und unwiderſtehlicher Beſchaffenheit, welche den Kern der Bürgerſchaft zerſtörten. Und ſollte Perikles, wenn er die kurze Dauer der Größe Athens vorausſah,

etwa anders gehandelt haben? Sollen wir die Energie unſers Strebens nach der muthmaßlichen Dauer des Erfolgs abmeſſen, dann wäre Demoſthenes ein Thor und Verbrecher geweſen, dann würde von Heldenſinn und Heldenthat in der Geſchichte nicht mehr die Rede ſein.

Und war denn nach Perikles Tode auf einmal Alles vorbei? Wer wagt das zu behaupten? Freilich verſtimmten ſich bald die Saiten, die Harmonie trübte ſich; niedere Richtungen gewannen die Oberhand. Aber der Segen, der jeder großen Zeit folgt, blieb auch hier nicht aus. Die perikleiſchen Denkmäler blieben der beſte Schatz der Stadt für alle Jahrhunderte; Athen blieb auch ohne Perikles unüberwindlich, ſo lange es den Grundſätzen ſeiner Politik folgte; es blieb der heimathliche Herd aller höhern Richtungen des helleniſchen Geiſtes, und ſo lange noch Lebenskräfte vorhanden waren, haben die Athener im Andenken an jene große Zeit immer ſich ſelbſt wiedergefunden.

Eines freilich kehrte niemals wieder. Das war die Univerſalität des griechiſchen Geiſtes, wie ſie ſich in Perikles dargeſtellt hat. Große Feldherren, Staatsmänner, Philoſophen und Redner hat Griechenland noch in bedeutender Anzahl hervorgebracht, und mit der Trennung der verſchiedenen Richtungen wurde in den einzelnen Fächern ſogar eine größere Meiſterſchaft erreichbar. Er aber war, wie der Erſte, ſo auch der Letzte, der alle Kräfte des griechiſchen Geiſtes harmoniſch in ſich entfaltete und an dem entſcheidenden Wendepunkte der natio-

nalen Entwickelung den Besitz der Vorzeit mit dem Gewinn der Neuzeit zu verbinden wußte, ein Altathener zugleich und ein Jonier, dem Herkommen treu und ein Führer der Bewegung. Auch die Macht weiblicher Bildung hat er zuerst in ihrer Bedeutung erkannt. Freilich giebt es Viele, welche sich nicht eher beruhigen, bis sie an jeder Größe die Schwächen und Gebrechen aufgespürt haben, um sich dem unbequemen Gefühle bewundernder Anerkennung zu entziehen. Aber das Wesen und die Bedeutung eines Mannes liegt doch nicht in den Schwächen und Unvollkommenheiten, die er mit allen Sterblichen theilt, sondern in dem, was ihn auszeichnet vor der Menge derselben und ihm seinen historischen Charakter giebt. Mißgünstigen Menschen mag es ärgerlich sein, daß uns nichts Glaubwürdiges überliefert ist, was die sittliche Würde des Perikles beeinträchtigt; wir prägen nur um so lieber die Züge des großen Mannes unserem Gedächtnisse ein und freuen uns der dauernden Bedeutung seines Lebenswerks.

Denn wir, denen im perikleischen Athen das merkwürdigste Staatsleben vor Augen tritt, die wir in seinen Denkmälern das Wesen echter Kunst wieder gefunden haben, die wir die belebende Berührung jener Geister, die Perikles wie ein Musaget um sich sammelte, täglich an uns spüren, wir werden doch nicht von kurzen und vergeblichen Bestrebungen jener Zeit reden? Bloßer Nachruhm ist ein eitles Ding, aber nicht so eine durch Jahrhunderte dauernde Wirkung, welche unter den ver-

ſchiedenſten Völkern die Liebe zum Guten und Schönen weckt. Das Bewußtſein, nicht für eine kurze Gegenwart, ſondern für die kommenden Geſchlechter zu wirken, hatten Perikles und ſeine großen Zeitgenoſſen, und dies Bewußtſein war ihnen ein Troſt für vielfältige Verkennung, Läſterung und Verfolgung und ein Quell des Lebensmuths; es war zugleich die höchſte Weihe, welche auf dem Glücke des perikleiſchen Athens lag.

Alſo auch wir haben unſeren Antheil daran. Auch für uns, die wir heute hier verſammelt ſind, hat Perikles gewirkt, und die Wiſſenſchaft iſt es, welche uns dieſe Wirkung zu Gute kommen läßt. Sie iſt das Band, welches alle Generationen verbindet und die Nachgeborenen zurückweiſt auf die Wohlthäter unſeres Geſchlechts. Es iſt kein guter Geiſt, welcher uns zuruft: Weh dir, daß du ein Enkel biſt! Denn alles Große und ewig Gültige, was die Vorzeit hervorgebracht hat, iſt unſer, und dies überreiche Erbgut immer voller der Gegenwart anzueignen, iſt die Aufgabe aller Anſtalten, in denen die Wiſſenſchaft gepflegt wird, vor allen die der Univerſitäten. Wir ſollen alſo keinen trüben Epigonenſtimmungen nachhängen; wir ſollen nicht die „Trümmer hinübertragen und klagen um die verlorene Schöne", ſondern, unſeres Reichthums froh, das Zertrümmerte aufbauen, das Vergangene in's Leben rufen und die Schätze der Weisheit heben. Wir brauchen nicht ängſtlich und ſcheu unſere Hände davon zurück zu halten; „es iſt Alles Euer", ſagt uns das apoſtoliſche Wort. Die alten Staa-

ten wurden freilich gefährdet, wenn zu der nationalen Bildung eine andere, fremdartige hinzutrat, weil dadurch die volksthümliche Grundlage des Gemeinwesens erschüttert wurde. Unser Culturleben steht, Gott sei Dank! auf anderen Grundfesten. Wie wir daher unsere wahre Jugend mit hinüber nehmen sollen in das reife Alter, so dürfen und sollen wir auch das Alterthum, so weit seine vorbildliche Bedeutung reicht, in die Gegenwart verpflanzen und Lebenskräfte daraus nehmen. Die Melanchthonfeier hat uns ja von Neuem daran erinnert, wie unsere heiligsten Interessen mit den wahren Humanitätsstudien unzertrennlich verbunden sind. In diesem Sinne haben wir auch heute das Glück des perikleischen Athens betrachtet, im Sinne des echt akademischen Wahlspruchs: Es ist Alles unser!

6.

Die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten.

Wenn wir in den Schriften der Alten lesen, so sind es nicht nur durch Würde des Gedankens, durch Tiefe des Gefühls und lebendige Kraft der Sprache ausgezeichnete Stellen, welche unsere Aufmerksamkeit fesseln, sondern nicht selten sind es ganz schlichte und einfache Worte, welche ohne besondere Betonung, ohne Beabsichtigung eines tieferen Eindrucks niedergeschrieben sind, die uns aber dennoch in eigenthümlicher Weise ergreifen, weil sie uns in die Gedankenwelt des Alterthums einen Einblick eröffnen. Zu solchen Stellen gehört nach meinem Gefühle auch diejenige, wo Herodot im vierten seiner Bücher die thrakischen Stämme nennt, welche dem Perserkönige huldigen mußten, und unter ihnen die Geten, „welche an die Unsterblichkeit der Seele glauben." Durch diese einfache Aussage wird dieser Stamm unserer Aufmerksamkeit empfohlen; der griechische Geschichtsschreiber weiß nichts Bezeichnenderes und Bedeutenderes von ihm zu melden, er betrachtet diesen Glauben offenbar als den eigentlichen Charakterzug des ganzen Volks. Ge-

ſtatten Sie mir heute, an dieſe unſcheinbaren Worte anzuknüpfen und auf Veranlaſſung derſelben eine Seite des Alterthums zu berühren, für welche wir gewiß Alle ein nahes Intereſſe fühlen. Die nationale Bedeutung, welche Herodot dem Unſterblichkeitsglauben beimißt, führt uns zu der Frage, welche Bedeutung derſelbe im Sinne der Griechen und welchen Einfluß er auf die Entwickelung derſelben gehabt hat.

Dieſe Betrachtung erlaubt uns nicht, ausſchließlich bei den Griechen ſtehen zu bleiben; ſie gehören einem weiteren Völkerkreiſe an, von welchem wir ſie nicht ablöſen können, wenn wir ihr religiöſes Leben in das Auge faſſen. Denn wie der einzelne Menſch ſich unter günſtigen Verhältniſſen in zwiefacher Weiſe entwickelt, indem er einmal eine Fülle neuer Anſchauungen, Begriffe und Erfahrungen ſelbſtändig erwirbt, andererſeits aber auch gewiſſe Vorſtellungen und Ueberzeugungen, welche ſchon bei beginnendem Selbſtbewußtſein in ihm waren, allmählich entwickelt, abklärt und durch Zweifel und Anfechtungen hindurch immer feſter ſich aneignet: ſo finden wir auch bei den Völkern eine gleiche Entwickelung, und ſo wenig wir die des einzelnen Menſchen begreifen können, wenn wir nicht die geiſtige Atmoſphäre kennen, in welcher er geboren und aufgewachſen iſt, die Ueberlieferung ſeiner Heimath, ſeines Standes und ſeines Vaterhauſes, ſo wenig können wir das geiſtige Leben eines Volks vollſtändig begreifen, wenn wir nicht die Vorſtellungen kennen, welche es als ein gemeinſames Beſitzthum mit an-

deren Völkern getheilt hat, die späterhin ihre eigenen Wege gegangen sind. Deshalb ist es ja für die Geschichte des menschlichen Geistes von so unschätzbarer Wichtigkeit, daß der gemeinsame, geistige Besitz jenes Zweigs der Menschheit, welchem die Inder, die Griechen und die Deutschen angehören, von Jahr zu Jahr immer klarer hervortritt und, Dank sei es den unermüdlichen Erforschern morgenländischer Weisheit! immer leichter auch von denen benutzt werden kann, welche nicht unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen vermögen.

Die Inder sind das älteste der Brudervölker. Sie haben, wie wir sagen dürfen, das gemeinsame Vaterhaus am spätesten verlassen und die Tradition desselben am treusten bewahrt. Darauf beruht die über indische Alterthumskunde weit hinausgehende Bedeutung ihrer Religionsschriften; darum haben auch für alle verwandten Stämme die Veden einen urkundlichen Werth; denn sie enthalten eine in sich zusammenhängende Fülle religiöser Vorstellungen, welche die Inder unzweifelhaft nicht erst nach ihrer Trennung von den Brudervölkern gewonnen und ausgebildet haben. Da finden wir das menschliche Herz im kindlichen Gespräche mit Gott, welchen es kennt als den, welcher im Lichte wohnt und die Sünde haßt; da leuchtet das Bild des Einen Gottes durch den Dunstkreis mythologischer Vorstellungen, welche dasselbe umziehen und das einheitliche Sonnenlicht in bunten Farbenbrechungen wiederstrahlen, kräftig hindurch; da ist die Ewigkeit der Gottheit und alles dessen, was

aus ihr stammt, der feste Inhalt eines kindlichen Glaubens.

Aber kommen wir hier nicht schon auf den Gegensatz der Inder und Hellenen, wie ihn vor Kurzem ein Deutscher Gelehrter, einer der geistvollsten Forscher auf dem Gebiete der Veden, in seinem englischen Werke über die alte Sanskritlitteratur ausgedrückt hat? Der Inder hat sein Auge nur für die jenseitige Welt offen; die sichtbare ist ihm eine nichtige, die unsichtbare die allein gewisse. Alles Einzelleben hat für ihn nur Werth, so weit es an dem göttlichen Sein Antheil hat. Darum ist er gleichgültig gegen Freude und Leid des irdischen Lebens, durch welches er wie ein Fremder der Ewigkeit zuwandert; in sich zurückgezogen und ängstlich beflissen, jede verunreinigende Gemeinschaft mit der sinnlichen Welt zu vermeiden. Dem Griechen dagegen ist die irdische Wirklichkeit Alles; da ist ein energisches Heimathsgefühl, ein unermüdlicher Trieb, sich in Gemeinde und Staat einzurichten und das Leben hienieden in möglichster Vollkommenheit darzustellen. Das ganze innere Leben will sich in der Sichtbarkeit ausdrücken, alle Stoffe werden herangezogen, um der künstlerischen Werkthätigkeit dienstbar gemacht zu werden, und die gesammte Volksgeschichte bildet mit ihrem bunten Wechsel und raschen Verlaufe einen vollständigen Gegensatz zu den gleichförmigen Zuständen, in welchen die Inder Jahrhunderte träumend verlebt haben.

Dieser Gegensatz tritt uns am grellsten entgegen,

wenn wir die Griechen Homers in das Auge faſſen. Da ſehen wir tapfere, lebensfrohe Stämme, welche, aus ihrer alten Heimath verdrängt, eine neue ſich gewinnen, ein herrliches Land, wo ſie unter einer milderen Sonne ein neues, hoffnungsreiches Leben beginnen. Da iſt die Gegenwart Alles, und bei dem Glanze des äußeren Lebens tritt das ſtillere Leben des Geiſtes zurück, wie es wohl bei Jünglingen der Fall iſt, welche ſich zum erſten Male einer ruhmvollen Thätigkeit mit voller Seele hingeben und von den glücklichen Erfolgen derſelben ganz in Anſpruch genommen ſind. Da iſt die Luſt am Leben auf das Höchſte geſteigert nnd jede Mahnung an das Ende deſſelben wird ſcheu vermieden. Das Jenſeits iſt den homeriſchen Griechen eine Welt des Grauens, Hades der Verhaßteſte der Götter, und jammernd gehen die Seelen hinunter. Da heißt es: Lieber Tagelöhner ſein im Lichte der Sonne, als König bei den Schatten, die ohne Saft und Kraft ein farbloſes Daſein friſten, ein ödes Einerlei!

Die homeriſchen Gedichte ſind die Spiegelbilder der Griechen in einer beſtimmten Zeit und unter beſtimmten örtlichen Verhältniſſen. Wer wollte es wagen, die Vorſtellungen einer ernſteren und religiöſeren Lebensauffaſſung darum jünger zu nennen, weil ſie ſich in dem ritterlichen Epos nicht finden, in das ſie garnicht hineinpaſſen? Bei Homer ſelbſt finden wir ſchon Widerſprüche, welche deutlich genug verrathen, daß im Bewußtſein des Volks auch andere Vorſtellungen vorhanden waren, die ſich zurück-

drängen, aber nicht beseitigen ließen. Diese ernstere Form griechischer Lebensanschauung tritt uns zuerst bei den Dichtern entgegen, welche in unzweifelhaftem Zusammenhange mit dem Heiligthume zu Delphi stehen, bei Hesiod und den ihm verwandten Sängern. Da ist nicht mehr die fröhliche Unmittelbarkeit der homerischen Welt; da tritt in scharfen Zügen der Schmerz über verlorenes Glück hervor, das Gefühl des Lebensdrucks, das Bedürfniß nach Versöhnung mit der Gottheit, um die ursprüngliche Lebensgemeinschaft mit ihr wiederherzustellen. Die Geisterwelt tritt in den Vordergrund, das jenseitige Leben wird in ein bestimmtes Verhältniß zum diesseitigen gesetzt; das eine entspricht dem andern. Hades ist der Strafort für die, welche sich gegen die göttlichen Ordnungen aufgelehnt haben, während der Gerechten ein ewiges Glück wartet. Und diese Ansicht ist nicht etwa eine Priesterlehre oder eine absonderliche Theorie, sondern ein Stück Volksbewußtsein, ein allgemeiner Glaube, von dem Aristoteles im Eudemos bezeugt, daß er ohne Unterbrechnng aus so hohem Alterthume sich behauptet habe, daß es schlechterdings unmöglich sei, die Zeit seiner Entstehung und den Urheber desselben zu bezeichnen. Damit stimmt überein der greise Kephalos, welcher in jenem lieblichen Gespräche bei Platon das Alter preist, das den Menschen von der Herrschaft der Sinnlichkeit frei mache, und namentlich das Alter dessen, welcher der Gottheit und seinen Nächsten gegeben habe, was ihnen zukomme, und deshalb mit reinem Gewissen dem Jenseits entgegen

gehen könne, wo einem Jeden nach seinen Thaten vergolten werde. Denn das seien die alten Ueberlieferungen, die freilich von Vielen verlacht würden, deren Wahrheit aber — dem Einen zum Schrecken, dem Andern zum Troste — immer unwidersprechlicher einleuchte, je näher das Ende heranrücke. Darum wird dies ja auch als die echt hellenische Weisheit den Barbaren gegenüber geltend gemacht, daß über Glück und Unglück eines Menschenlebens sich erst am Ende desselben urtheilen lasse. Das ganze Leben ist nur eine Vorbereitung, und am glücklichsten ist derjenige, welcher mit einer That der Selbstaufopferung im Dienste der Gottheit aus dem Leben scheidet. So schwer also auch der Bann des Todes auf der alten Welt liegt, so finden sich dennoch Beispiele genug davon, daß die Alten, auch wenn sie nicht im Feuer der Schlacht, sondern einsam und mit klarem Bewußtsein den dunkeln Weg betreten sollen, nicht etwa nur mit stumpfer Ergebung in das Unvermeidliche, sondern mit hohem Muthe und freudigem Sinne in den Tod gehen, weil sie das Leben nicht für das höchste Gut achten, die Schande aber für ein größeres Uebel als das Sterben. So finden wir, um der Euthanasie eines Sokrates nicht zu gedenken, auch Männer von viel geringerem sittlichen Werthe, welche durch einen freudigen Tod ihr ganzes Leben verklärt haben. So trank Theramenes den Giftbecher mit großartiger Fassung; so ging Philokles, der attische Feldherr, der von dem tückischen Lysandros verurtheilt war, nachdem er gebadet und Feierkleider

angelegt hatte, den Seinen freudig in den Tod voran, und was ist rührender, als das Ende der Athener, welche ihrer Stadt den herrlichen Arginusensieg erfochten hatten! Sie werden das Opfer eines schnöden Rechtsbruchs, und doch ist ihr letztes Gebet, daß diese That ihrer Stadt keinen Unsegen bringe, ihre letzte Bitte, daß die Opfer des Danks, welche sie für den Sieg gelobt hätten, von ihren Mitbürgern ausgerichtet werden möchten. So besiegeln sie im Tode die Ueberzeugung, daß Unrecht leiden besser sei als Unrecht thun, und ist ein solcher Heldenmuth denkbar, wenn er nicht auf Hoffnungen beruht, welche über die sichtbare Welt hinausgehen?

Aber wir brauchen nicht an einzelne Momente zu erinnern, um die Bedeutung des Unsterblichkeitsglaubens für die Griechen klar zu machen; wir wissen ja Alle, daß keinerlei Ueberlieferungen und Gesetze bei ihnen so heilig waren, wie diejenigen, welche die Ehre der Todten betrafen, daß keine Sünde schwerer war, als die an einem Verstorbenen begangene, sei es aus Fahrlässigkeit oder böser Absicht, durch That oder lästerndes Wort. Nach dem blutigsten Kampfe sehen wir die feindlichen Parteien zusammentreten, um sich in stillschweigender Uebereinkunft zur Bestattung der Gebliebenen zu vereinigen. Liegt diesem Eifer für die Ehre der Todten nicht die Ueberzeugung zu Grunde, daß die Geehrten nicht nur leben und zwar in einem erhöhten, reineren und deshalb besonderer Ehrerbietung würdigen Zustande, sondern daß sie auch persönlich dabei betheiligt sind, ob

und wie die Liebeswerke für sie ausgeführt werden, und daß ihre Gesinnung auch für die Ueberlebenden nichts Gleichgültiges sei? Die Todten sind keineswegs Abgeschiedene, im fernen Hades allen irdischen Beziehungen Entrückte; sie sind vielmehr mit dem Volke im Ganzen so wie mit den einzelnen Häusern im allernächsten und ununterbrochenen Zusammenhange. Die Götter des Volks sind die Götter seiner Väter. Mit den Tempeldiensten ist die Verehrung derer verbunden, welche die Tempel gestiftet haben; ihre Gräber sind im Heiligthume, hier walten sie als segnende Landeshüter, also sind auch sie, die Ahnen des Stammes, als Lebendige gedacht; denn kein Gott ist ein Gott der Todten, sondern der Lebenden. In diesen seinen Ahnen fühlt das Volk durch alle Generationen hindurch sich eins; ihre Gräber sind die Unterpfänder eines rechtmäßigen und geheiligten Landbesitzes; sie sind die theuersten Gegenstände unter allen, welche zu dem gemeinsamen Inventar der Landschaft gehören; sie ketten Volk und Land an einander und die Pflicht ihrer Vertheidigung ist das stärkste Band, welches die Glieder eines Volks zusammenhält. Auch die Scheidung der Grabstätten und Wohnräume ist keine ursprüngliche; sie ist mehr aus polizeilichen, als aus religiösen Gesichtspunkten hervorgegangen und war am wenigsten dazu bestimmt, die Todten aus der Gemeinschaft der Lebenden zu entfernen. Denn wie die Urväter des Staats und die Wohlthäter desselben als segenskräftige Heroen mit ihm fortleben, so lebt auch die Familie mit ihren

hingeſchiedenen Mitgliedern fort; die Ahnen wiſſen um Alles, was im Hauſe vorgeht; die ihnen dargebrachten Opfer dienen dazu, die Gemeinſchaft immer zu erneuern und die gegenwärtigen Geſchlechter mit der Vorzeit in Zuſammenhang zu erhalten. Die gewiſſenhafte Beſorgung dieſes frommen Dienſtes iſt das Kennzeichen eines wackern Bürgers; ſie iſt die Bedingung des öffentlichen Vertrauens; ſie wird auch von Seiten des Staats als eine weſentliche Vorausſetzung der öffentlichen Wohlfahrt angeſehen; denn dieſe wird gefährdet, wenn einer der Verſtorbenen zürnt. Darum gab es öffentliche Ahnentage, an denen alle Familien der Stadt das Andenken ihrer Verſtorbenen feierten, und wenn dieſes Todtenfeſt auch den Namen des Geburtsfeſtes trug, ſo ſcheint es, als liege hier die Anſicht zu Grunde, welche die Griechen bei den Indern wiederfanden, daß nämlich der Tod nichts Anderes ſei als die Geburt zu einem neuen, und zu dem wahren Leben.

Daß dieſer Gedanke auch den Griechen nicht fremd geweſen ſei, bezeugt ihre bildende Kunſt, indem ſie die hinraffenden Todesgöttinnen als Nymphen darſtellt, welche die wie Kinder geſtalteten Seelen mild umfangen und dieſelben an ihrer mütterlichen Bruſt mit der Nahrung eines neuen Lebens tränken. So zeigt ſie uns jener Grabthurm, welcher ſich unter den Trümmern von Xanthos ſo wunderbar erhalten hat, eines der ehrwürdigſten Denkmäler des Alterthums, ein unſchätzbares Zeugniß des tiefen Sinnes, mit welchem die Kunſt das Sterben

darzuſtellen wußte, die heitere Kunſt der Hellenen, wie ſie gewöhnlich genannt und dabei ſo aufgefaßt wird, als wenn ſie Alles fern hielte, was die Tiefen des Menſchenherzens aufregte, und nur im vollen Sonnenlichte des Lebens ihr fröhliches Spiel triebe! Und doch iſt nach keiner Richtung hin die bildende Kunſt der Alten erfindſamer und thätiger geweſen, als in Beziehung auf die Todten. Ihre Wohnſtätten waren dauerhafter und kunſtvoller, als die der Lebenden. Für keinerlei Privatbauten finden wir einen gleichen Eifer, ſo daß hier die Geſetzgebungen einſchreiten mußten, um einem übermäßigen Aufwande zu ſteuern. Ein Schmuck des Landes, zogen ſich die Gräber an den beſuchteſten Heerſtraßen entlang, zum deutlichen Zeichen, daß man ſie dem Auge möglichſt nahe haben wollte; ſie waren von Gartenbeeten und Sitzplätzen umgeben, von hohen Bäumen beſchattet und mit Inſchriften ausgeſtattet, welche den ununterbrochenen Verkehr zwiſchen Lebenden und Todten auf das Deutlichſte ausſprechen. Denn nicht nur der Abſchiedsgruß tönt gleichſam ſichtbar dem Verſtorbenen nach, ſondern auch dieſer ſpricht den Wanderer an. Gruß und Gegengruß wird gewechſelt. Je tapferer und gebildeter eine bürgerliche Gemeinde war, um ſo eifriger bethätigte ſie ſich in der Aufmerkſamkeit für ihre abgeſchiedenen Genoſſen, um einerſeits ihre Ruheſtätte ſo ſicher wie möglich zu machen und andererſeits die Gemeinſchaft mit ihnen bildlich zu bezeugen. So ſehen wir auf den attiſchen Denkſteinen Gatte und Gattin Hand in Hand

ihren Bund erneuen, wir finden die Glieder der Familie in voller Zahl vereinigt; der Verstorbene, als der durch den Tod Verklärte, bildet nach wie vor den Mittelpunkt des gemeinsamen Mahles; Frau und Kinder sind zugegen, sowie die Diener und die Hausschlange, das heilige Symbol des Ortsgenius, welcher jede Cultusstätte hütet. Auch die Heroensage wird benutzt, um dem Volksglauben gemäß die Hoffnungen der Menschenseele auszudrücken. Namentlich dient Herakles, das Vorbild menschlicher Kraft und Tugend, als ein Bürge der Unsterblichkeit, und wie er, der treue Dulder, endlich zu den Göttern erhöht ist, so hoffen auch die Menschen nach ihren Kämpfen und Arbeiten auf süße Ruhe und Kampfeslohn. Das bedeutet der ruhende Heros auf den Grabsteinen der Griechen. Aber auch als Held erscheint er, der die Pforten des Todes bewältigt, der den Kerberos bindet und mit gewaltigem Arme die Alkestis aus der Tiefe des Hades emporhebt, um sie dem Gatten zurückzugeben. Doch wie könnte ich auch nur in flüchtiger Andeutung die Fülle sinnreicher Erfindung erschöpfen wollen, mit welcher die Kunst der Hellenen im Tode das Leben zu bilden gewußt hat!

Ist es aber nur die bildende Kunst, welche sich diesem, ihr scheinbar so fremdem Gebiete mit solchem Eifer zugewendet hat? Haben die Dichter etwa in näherem Anschlusse an Homer diese Gedanken sich ferne gehalten?

So könnte es scheinen, und es ist nicht zu läugnen, daß die Gedanken an jenseitiges Leben zu denjenigen

gehören, welche die Hellenen in einer sehr natürlichen Scheu und Blödigkeit mehr durch die stumme Poesie des Symbols, als durch ausführliche Rede auszudrücken liebten. Indessen bedarf es doch nur der Erinnerung an einige der bekanntesten Werke der attischen Bühne, um zu erkennen, wie die Verstorbenen den Mittelpunkt dramatischer Entwickelungen bilden. So ist es ja mit Agamemnon, der in den Choephoren des Aeschylos als ein selbstbewußtes und persönliches Wesen herbeigerufen wird; durch Lieder und Opferspenden beschworen, nähert er sich der Oberwelt, ein mächtiger Bundesgenosse seiner Angehörigen. So ist auch Oedipus, der Verstorbene, ein segenspendender, das Land schützender Heros, und Sophokles stellt uns sein Ende nicht nur als eine Erlösung vom Jammer der Erde dar, sondern auch als eine Entsühnung des fluchbeladenen Erdensohns, als eine Begnadigung und Verklärung seiner Person. Endlich bewegt sich ja auch der ganze Gedankengang der Antigone um nichts Anderes als um die Forderungen eines Todten. Antigone bricht das Gebot des Tyrannen; sie vollführt den „frommen Frevel", weil sie der höchsten Liebespflichten eingedenk ist, welche kein Menschenwort beseitigen kann, weil sie weiß, daß sie „längere Zeit den Unteren gefallen muß, als den Oberen".

Aber so kräftig auch in den Werken der Kunst wie in der Volkssitte der Griechen die Beziehung der diesseitigen Welt auf die jenseitige und der Glaube an die persönliche Fortdauer der Menschenseele uns entgegentritt,

so einflußreich derselbe war, um die Stadt- und Staatsgemeinschaft, so wie die Familie in ihren wechselnden Generationen zusammenzuhalten, so war dem Bedürfnisse der Hellenen doch noch nicht Genüge geschehen. Die Geisterwelt trat dennoch im Geräusche des täglichen Lebens so wie in dem öffentlichen Gottesdienste zu sehr zurück; die überlieferten Sagen, denen der wackere Kephalos traute, waren zu unbestimmt und unverbürgt; sie wurden auch immer mehr verachtet, je mehr die Sophistik mit ihrer dünkelhaften Scheinbildung den Glauben der Väter erschütterte und zu einem trostlosen Materialismus führte. Denn wenn man wie Kritias im Blute die Menschenseele suchte, so konnte freilich von keinem Fortleben des Verstorbenen die Rede sein. Darum führte die quälende Ungewißheit über das Schicksal der Seele und die unstillbare Sehnsucht nach unvergänglichem Wesen dahin, daß neben der Volksreligion besondere Anstalten sich bildeten, um dem Bedürfnisse vollerer Befriedigung zu genügen. Es waren Heilsanstalten, welche die Lücken der öffentlichen Religion ergänzten. Darum war aber das, was sie darboten, nicht etwas willkürlich Erfundenes, von Philosophen Erdachtes und außerhalb jedes Zusammenhanges mit der Götterwelt Stehendes, sondern es knüpfte sich an die vom ganzen Volke verehrten Gottheiten an, an die ältesten und ehrwürdigsten Göttinnen, welche vorzugsweise von den ackerbauenden Stämmen angerufen wurden und deshalb im ritterlichen Epos Homers zurücktreten. In ihrem Dienste, welcher den gleich-

förmigen Kreislauf der Jahresgeschäfte begleitete, entwickelte sich die Vorstellung, daß das in den Schoß der Erde versenkte Samenkorn in seinem Aufkeimen ein Bild der aus dem Grabesdunkel zum Leben erwachenden Seele sei. Dieser einfache Gedanke wurde in einem engeren priesterlichen Kreise gepflegt, er wurde vertieft und erweitert und so denen, welche Verlangen darnach trugen, als eine der großen Menge verhüllte Wahrheit feierlich mitgetheilt, nachdem sie sich durch Gelöbnisse und Reinigungen dazu vorbereitet hatten; geheimnißvolle Handlungen, welche die Gemüther mächtig zu ergreifen geeignet waren, dienten dazu, den Inhalt jener Mittheilungen zu etwas Selbstgeschauten und Selbsterlebten zu machen. Obgleich nun diese Geheimdienste oder Mysterien in einem gewissen Gegensatze zur öffentlichen Religion sich ausgebildet hatten, so machten sie sich doch als eine so wesentliche Ergänzung derselben geltend, daß auch der Staat, namentlich der attische Staat, in dessen Bereiche diese Mysterienlehren ihre reichste Entwickelung erhalten hatten, sie als einen unentbehrlichen Theil des Cultus anerkannte, dessen Schutz und Pflege seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ja, die Mysterien wurden der allerheiligste Theil der gesammten Staatsreligion, und während man in Betreff der übrigen Götter- und Heroenwelt dem Scherze und Spotte einen Spielraum gestattete, so umgab die Mysteriengottheiten, welche das Volk mit besonderer Ehrfurcht seine „beiden Göttinnen" nannte, eine unantastbare Feierlichkeit. Die

Versündigung gegen sie war es, welche Alkibiades stürzte, und die Herstellung der eleusinischen Feier sein glänzendstes Verdienst, nachdem er sich mit seinen Mitbürgern ausgesöhnt hatte.

Es waren aber diese Mysterien nicht etwa bloß für die abergläubische und ungebildete Volksmenge von solcher Bedeutung, sondern die hervorragendsten Geister des Volks preisen den Segen der Mysterien und danken ihnen das Beste, was sie haben. Selig ist, singt Pindar, wer nicht unter die Erde geht, ohne die eleusinischen Weihen gesehen zu haben; er allein kennt des Lebens Ende und den von Gott verliehenen neuen Anfang desselben. Aeschylos wird uns vorgeführt, wie er zur Demeter betet, die seinen Geist aufgezogen habe, und wie er nichts Höheres erstrebt, als daß seine Kunst ihrer Weihen sich würdig erweise. Sophokles endlich hat in seiner ersten und seiner letzten Tragödie die Göttinnen von Eleusis verherrlicht, als die Spenderinnen geistiger Kraft und süßer Tröstung. Wie sehr aber auch die bildende Kunst von diesen Ideen befruchtet worden sei, bezeugt am deutlichsten das Gemälde Polygnots in Delphi, welches die Unterwelt darstellte. Da müssen Alle büßen, welche die Segnungen der Mysterien verschmäht haben; sie schöpfen ohne Ende Wasser in durchlöcherte Gefäße, zum Zeichen, daß ihr Thun und Treiben auf Erden ein zweck- und zielloses gewesen sei; die Eingeweihten aber, welche die Mysteriengeräthe im Schoße tragen, haben darin das Unterpfand einer seligen Fortdauer; und während die homerischen

Helden, denen die Gegenwart Alles war, traurend im Schattenreiche da sitzen, sind Jene mit voller Persönlichkeit und voller Empfänglichkeit für die ihnen verbürgten Freuden in die Unterwelt eingetreten. Jetzt sind die lieblichsten Wiesengründe dort, wo Homer nur düstere und unfruchtbare Bäume kannte; jetzt ist auch für das Reich des Dunkels die Sonne aufgegangen, in deren Lichte sich die Eingeweihten eines ungetrübten Glücks freuen. Nun ist das Diesseits eine Schattenwelt, das Jenseits ein ewiger Lichttag. Nun ist der auf unvordenklicher Ueberlieferung ruhende Sprachgebrauch, die Todten die Seligen zu nennen, ein bewußter Glaube geworden. Nun tritt auch die Kunst, welche nur zurückhaltend und mit zaghafter Symbolik die Geheimnisse des Jenseits berührt hatte, entschlossener vor. Sie wagt es die Geschichte der Menschenseele durch die Prometheussage, die selige Verklärung derselben durch Darstellungen aus dem Leben des Dionysos und der Aphrodite, das Wiedersehen der durch den Tod Getrennten durch Protesilaos und Orpheus auszusprechen.

Solche umfassende Bedeutung haben diese aus dem Unsterblichkeitsverlangen hervorgegangenen Heilsanstalten gewonnen. Die ihnen Angehörenden bilden ein Volk im Volke; sie stehen der sich selbst überlassenen Welt als die von der Eitelkeit derselben Erlösten, von der Todesfurcht Befreiten, als die Begnadigten gegenüber; hier ist also eine religiöse Gemeinde, für deren Vereine Gemeindehäuser eingerichtet werden, wie sie sonst der hellenische

Cultus nicht kannte; hier ist unstreitig etwas, was sich dem Begriffe einer Kirche annähert, welche die Menschen aus der Welt zu sich ruft mit den Verheißungen einer nur bei ihr zu findenden Befriedigung und diese Verheißungen ihnen durch heilige Handlungen verbürgt. Diese Aehnlichkeit zeigt sich endlich auch darin, daß die Mysterien zwar das nationale Leben stärkten, indem sie die Verehrung der vaterländischen Götter ihren Genossen einschärften, andererseits aber auch über die nationalen Gränzen und Schranken hinausgingen. Denn da es ein allgemein menschliches Interesse war, welches jene Anstalten vertraten, so wurde frühzeitig auch Nichtgriechen die Aufnahme gestattet, während die Tempel der Landesgottheiten den Angehörigen fremder Stämme unzugänglich blieben.

Wenn also hier im Gegensatze zu dem ausschließenden Charakter der alten Religionen eine gewisse Verbrüderung der Stämme vorbereitet wurde, so erklärt sich auch, wie gerade bei dem, was die Mysterien lehrten, ein lebhafter Austausch einheimischer und fremder Ueberlieferungen stattgefunden hat, und der Eifer, mit welchem die Griechen den Lehren anderer Völker nachgingen, aus denen sie ihre eignen Unsterblichkeitshoffnungen ergänzen und stärken konnten, zeigt wiederum, wie tief das Bedürfniß derselben in ihrem Herzen wurzelte. Aegypten war hier von besonderer Bedeutung. Denn der Glaube an die göttliche Herkunft, die unzerstörbare Natur und die persönliche Verantwortlichkeit der Menschenseele war

ein feſter Beſitz des ägyptiſchen Volksbewußtſeins und der tiefe Ernſt, mit welchem die Aegypter an dieſem Glauben feſthielten, ſo wie die bewunderungswürdige Energie, mit welcher ſie die Sorge für die Todten zu einer ihrer wichtigſten Lebensaufgaben machten, konnten ihren Eindruck auf die Griechen nicht verfehlen. Sie haben ſich ſelbſt als Schüler der Aegypter auf dieſem Gebiete bekannt. Später forſchten ſie ſorgfältig nach, bei welchen Völkern doch wohl zuerſt die Unſterblichkeit gelehrt worden ſei; man wollte die Urquelle des gemeinſamen Glaubens auffinden, man ging auf die Chaldäer und auf die Inder zurück; man wandte ſich endlich auch zu den Völkern des Nordens, welche man ſonſt als Barbaren verachtete. Denn je mehr ſich die Hellenen von ihrer eigenen Bildung überſättigt fühlten, um ſo mehr fingen ſie an die freien Naturvölker in ihren geſunden Lebensverhältniſſen und ihrer einfachen Frömmigkeit zu bewundern. Und da konnte ihnen nichts merkwürdiger ſein, als daß ſie den Unſterblichkeitsglauben, welchen ſie als einen beſonderen Schatz der weiſeſten Schriftvölker angeſehen hatten, in der Ueberlieferung einfacher Naturvölker wiederfanden. Ein ſolches Volk waren die Geten in Thracien, von denen unſere Betrachtung ausging, ein Volk, welches auch den Römern von ihren Dichtern als ein Vorbild hingeſtellt wurde. Sie lebten und ſtarben für den Glauben, daß die Seelen der Tapferen zu dem Gotte ihrer Väter verſammelt würden, wie die der nordiſchen Völker zu Odhinn heimfahren. Dieſelbe Vor-

ſtellung findet ſich auch in den Veden, und wenn ſich auch ſonſt von den Geten nachweiſen läßt, daß ſie mit den Indern ganz beſtimmte Gebräuche theilen, wie z. B. das Opfern der Frau auf dem Grabe des Gatten, ſo dürfen wir wohl nicht zweifeln, daß auch ihr Unſterblichkeitsglaube zu jenem Erbtheile gehört, welches ſie aus dem gemeinſamen Vaterhauſe mitgebracht und vor allen anderen mit beſonderer Treue gehütet haben.

Zu einem ſolchen Aufbewahren des Ueberlieferten war ein Volk wie das der Hellenen nicht gemacht; ſie haben bei ihrem vielbewegten Geiſtesleben und der Unruhe ihrer geſchichtlichen Entwickelung den gemeinſamen Glauben mehr als die verwandten Völker ſich entſchwinden laſſen, aber ſie haben doch nicht ohne ihn leben können; ſie haben ihn aus eigenen und fremden Ueberlieferungen immer wieder hervorgeſucht, ſie haben ihn, wie wir geſehen haben, für ihr geſammtes Volksleben verwerthet, für die Befeſtigung von Staat und Familie, für die Erweiterung und Vertiefung ihres religiöſen Bewußtſeins und für die Befruchtung ihrer Kunſt, der bildenden Kunſt ſo wohl wie der Poeſie; ſie haben endlich mit der ihnen eigenen Denkkraft den Inhalt dieſes Glaubens auch wiſſenſchaftlich zu ergreifen und als den Beſtandtheil einer in ſich zuſammenhängenden Weisheitslehre ſich zu einem feſten geiſtigen Beſitzthume zu machen geſucht.

In Jonien, wo die homeriſchen Vorſtellungen zu Hauſe waren, lernte man Leib und Seele unterſcheiden, aber nur zaghaft löſte man das Geiſtige vom Stofflichen,

weil die im Sinnlichen befangenen Jonier sich schwer entwöhnen konnten, im Sichtbaren die Wirklichkeit zu erkennen. Anaxagoras fand den Geist, aber nicht als einen persönlichen, und darum konnte er dem Unsterblichkeitsbedürfnisse keine Bürgschaften geben. An der entgegengesetzten Seite der griechischen Welt, im griechischen Italien, entwickelte sich zuerst eine Philosophie, welche den Gegensatz homerischer Lebensanschauung zu voller Geltung brachte. Denn während bei Homer das wahre Ich des Menschen der Leib und der leibhafte Mensch allein die volle Persönlichkeit ist, so faßten die Pythagoreer im Anschlusse an die Mysterien die Seele als das Wesentliche im Menschen auf, als die sich selbst bewegende und frei bestimmende Einheit; der Körper ist ihr nicht nur ein Fremdes, sondern auch eine Fessel, eine Kerkerhöhle, ein Grab; das diesseitige Leben ist ein Leben im Grabe, das jenseitige das wahre Sein in Licht und Freiheit.

Von den Anregungen der ionischen und italischen Philosophie befruchtet, wurde Athen der Boden, auf welchem auch dieser Zweig der Erkenntniß zu seiner Blüthe gelangte und Früchte trug, an denen auch unser Glaube sich stärken und nähren kann. Sokrates schöpfte nicht, wie etwa die Pythagoreer, aus den Lehren auswärtiger Weisheit; er hielt an den Thatsachen seines sittlichen Bewußtseins fest, in denen er sich mit der Volksreligion im Einklange fühlte. Ueberzeugt von der Fortdauer der Menschenseele in einem durch ihr irdisches

Verhalten bedingten Zuſtande, ging er aus freiem Entſchluſſe und mit heiterem Gemüthe dem Tode entgegen, ein Held des Glaubens und der ſittlichen Zuverſicht zu dem, was er, nach Wahrheit ſuchend, als Wahrheit gefunden hatte; auch darin ein echter Grieche, daß er bei aller Sicherheit ſeiner Hoffnung doch nur ſehr behutſam und mit größter Zurückhaltung über die Zukunft der Seele ſich äußerte. Seinem Schüler war es vorbehalten den Glauben, in welchem Sokrates geſtorben war, philoſophiſch zu begründen. Es kann der ſittlich Handelnde ſo wenig wie der philoſophiſch Denkende ohne eine Ewigkeit auskommen; es muß alſo zur Beruhigung des Menſchen — denn in Jedem wohnt, wie Platon ſagt, ein furchtſames Kind, welchem bange iſt um die dunkle Zukunft, als könne in ihr Seele nnd Bewußtſein verloren gehen —, es muß nicht nur geahnt, gehofft und geglaubt, ſondern auch erkannt, gewußt und gegen alle Einwendungen feſtgeſtellt werden, daß der Menſch ſein Ziel über dieſer Welt habe. Platons Phädon iſt gleichſam der Schlußakkord, in welchen das durch vielerlei Widerſprüche ſich hindurch arbeitende Ringen des helleniſchen Geiſtes nach Unſterblichkeit harmoniſch ausklingt; hier iſt das volksthümliche Bewußtſein, Religion und Myſterienlehre ſo wie das Ergebniß wiſſenſchaftlicher Forſchung vereinigt; das Bedürfniß des Herzens wird als eine Forderung des denkenden Geiſtes nachgewieſen; es iſt ein Hymnus auf die Unſterblichkeit der Seele und zugleich ein Meiſterwerk dialektiſcher Kunſt, welche zu dem zurück-

führt, was in kindlicher Einfalt die Ahnen der indogermanischen Völker geglaubt und bekannt haben.

Wir gingen vom Unterschiede zwischen Indern und Hellenen aus. Wir überzeugten uns, wie mächtig auch bei den Hellenen auf den verschiedensten Stufen ihrer Entwickelung und in den verschiedensten Kreisen ihres Volkslebens der Unsterblichkeitsglaube gewesen ist, wie Gott auch ihnen die Ewigkeit ins Herz gelegt hat und wie sich auch in der Auffassung und Gestaltung dieser Idee ihr hochbegabter Sinn bewährt hat. Mancherlei ist uns entgegengetreten, was an die Ueberlieferungen unserer eigenen Religion erinnern mußte, und gewiß ist Niemand unter uns, welchem ausgesprochene oder angedeutete Vergleiche dieser Art als eine Profanation erscheinen könnten. Denn das ist ja ein herrliches Zeugniß für die Offenbarung, daß alles wahrhaft Menschliche in ihr seine Erfüllung findet, und das ist ja doch eine der würdigsten Aufgaben der Wissenschaft, diesen großen Zusammenhang des echt Menschlichen und darum ewig Gültigen in den Völkern aller Zeiten nachzuweisen; das ist die Aufgabe der wahren Philologie, welche Niebuhr die Vermittlerin der Ewigkeit nannte.

Der hohe Glaube, welcher Plato begeisterte, trägt und hebt ja auch uns, und zwar nicht nur in einzelnen, feierlichen Momenten, sondern unausgesetzt und mitten in unsern täglichen Arbeiten; ohne ihn wären wir nichts als armselige Tagelöhner, durch ihn erhält Alles, was wir beginnen, Bedeutung und Zusammenhang. Denn

daß die Anschauung eines jenseitigen Lebens nicht zur Geringschätzung des irdischen Daseins und zu einer Verabsäumung seiner Aufgaben führe, erkennen wir an demselben Volke, das wir heute in seinem Verhältnisse zur Unsterblichkeitslehre betrachtet haben. Freilich galt bei den Griechen der uralte Wahrspruch, daß nicht geboren zu sein das allerbeste Loos wäre; freilich kamen auch bei ihnen Leute vor, welche, wie der Sophist Antiphon sagt, das gegenwärtige Leben nicht leben, sondern mit allem Eifer auf ein zukünftiges sich vorbereiten, so daß ihnen die Zeit unterdeß ungenutzt verstreicht. Aber aus diesen Lebensanschauungen tritt uns nur wieder aufs Neue entgegen, wie deutlich die Hellenen sich dessen bewußt waren, daß die Menschenseele zu einem höheren, freieren und ihrem Wesen entsprechenderen Dasein berufen sei. Sonst haben sie von allen Völkern der Erde am wenigsten in trüber Melancholie das irdische Dasein verabsäumt, und daß ihr Unsterblichkeitsglaube die Energie des Handelns nicht lähmte, beweist Niemand besser, als Sokrates. Denn wer war bis zum letzten Athemzuge treuer als er den Gesetzen des Staats und eifriger für seine Freunde? Auch die Pythagoreer führte ihre Seelenlehre keineswegs zu einer melancholischen Auffassung des Menschenlebens; sie wurden nicht zu Träumern und Schwärmern, welche etwa nach Weise der Inder nur darnach trachteten, sich mit ihrem Bewußtsein ganz in die göttliche Weltseele zu versenken, sondern gerade bei ihnen finden wir die ernsteste Sittenlehre und das kräftigste Streben nach

Verwirklichung eines vollkommenen Staats. Jene Thraker endlich, „welche an die Unsterblichkeit der Seele glaubten", waren zugleich die Tapfersten von allen Stammgenossen, als es galt ihre Freiheit zu vertheidigen.

Es soll ja auch das diesseitige Leben zu dem jenseitigen nicht im Gegensatze stehen, sondern schon diesseits ein wahrhaft geistiges, d. h. ewiges sein. Sokrates freute sich auf den Tod, weil er ihn erlösen würde von dem, was ihn in seinen Betrachtungen störte; sein eigenstes Leben wollte er also nur fortsetzen unter günstigeren Verhältnissen und in höherem Luftkreise die Flügel der Seele, die hier gebundenen, entfalten. So soll bei uns Allen die Luft der Ewigkeit in die Enge des täglichen Geschäftslebens eindringen, und bei welchem Lebensberufe soll dies mehr der Fall sein, als bei dem, welcher, wie der sokratische, der Erforschung der Wahrheit zugewendet ist? Die Beziehung auf das Ewige ist es, welche uns Kraft der Ausdauer und Selbstverläugnung giebt; sie lehrt uns in der Wissenschaft das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden und bewahrt uns dadurch vor der Krankheit einer dünkelhaften und geschmacklosen Vielwisserei; sie macht die Erkenntniß zur Tugend und die Forschung zu einem Gottesdienste. Die wahre Wissenschaft ist nur in der Sphäre des Unendlichen zu begreifen. Sie stellt uns in die Gemeinschaft mit den vergangenen Generationen, deren Gedanken uns immer klarer entgegenleuchten, sie verlangt, daß wir den kom-

menden Geſchlechtern vorarbeiten. Alſo auch ſo ſtehen wir auf jedem Punkte inmitten eines ewigen Lebens. Die Menſchengeſchlechter eilen vorüber; eines reicht dem anderen die Fackel der Erkenntniß. Thun wir das Unſrige, daß ſie hell leuchtend in die Hände unſerer Nachkommen gelange!

7.

Das alte und neue Griechenland.

So oft ich am heutigen Tage vor Ihnen zu reden hatte, habe ich, wie es jeder Feier dieser Art angemessen ist, einen wissenschaftlichen Gegenstand von allgemeiner Bedeutung besprochen und meine Person, wie billig, dabei gänzlich zurücktreten lassen. Heute darf ich vielleicht eine Ausnahme machen. Denn da ich erst vor wenig Tagen von einer Reise heimgekehrt bin, auf welcher mich die Freundschaft meiner Amtsgenossen mit treuster Theilnahme begleitet hat, so würde es Ihnen selbst, wie mir vorkommt, unnatürlich erscheinen, wenn ich auf diese Reise heute gar keine Rücksicht nähme, und je deutlicher ich mir selbst bewußt bin, daß ich mich aller Orten als ein Glied Ihrer Genossenschaft gefühlt habe, um so mehr halte ich mich für berechtigt, und gewissermaßen für verpflichtet, die Scheu, bei öffentlicher Gelegenheit Persönliches zu berühren, heute zu überwinden und meine Rede an die eben vollendete Reise nach Griechenland und Italien anzuknüpfen, indem ich im Rückblicke auf

die dort empfangenen Eindrücke mich darüber ausspreche, wie solche Reisen in die wissenschaftlichen Bestrebungen, denen wir obliegen, eingreifen.

Eine Erörterung dieser Art würde in Beziehung auf einen Naturforscher sehr überflüssig sein. Denn ihm bietet jede Wanderung Stoff zur Forschung und Belehrung, und jede Reise, welche ihn in Gegenden führt, die bei größerem Reichthume an Lebensformen noch weniger durchsucht sind, erweitert seinen wissenschaftlichen Gesichtskreis; Land und Luft bieten dem Auge täglich neue Erscheinungen und das Netz, das durch die Tiefe des Meers gezogen wird, führt immer neue Wunder der Schöpfung an das Tageslicht.

Anders verhält es sich mit dem Philologen und dem Historiker. Sie leben mit ihrer Wissenschaft in einer Welt, die den Sinnen entrückt ist; hier scheint von dem geistigen Blicke, der die echte Ueberlieferung von der entstellten zu unterscheiden weiß, von dem geistigen Verständnisse der Vorzeit und ihrer Schriftwerke Alles abzuhangen. Und wenn nun der Philologe ins Besondere das reiche Gebiet der alten Litteratur durchmißt, den Zusammenhang derselben ergründet, die Sprache in ihrem natürlichen Organismus und ihrer geschichtlichen Entwickelung erforscht, so liegt da ein nicht leicht zu erschöpfendes Arbeitsfeld vor ihm. Auch haben ausgezeichnete Männer eine Beschränkung der Philologie auf Sprache und Litteratur dringend empfohlen und nur auf dem Gebiete einer also vorsichtig beschränkten Disciplin

die Ausbildung einer festen Methode und einen sicheren Fortschritt für möglich erachtet.

Heutzutage werden diese Begränzung nur Wenige noch ernstlich verlangen. Jede willkürliche Einengung eines wissenschaftlichen Arbeitsfeldes ist unhaltbar und bleibt auch für das engere Gebiet, dem sie zu Gute kommen soll, ohne Nutzen.

Aber auch für den, welcher seiner Neigung zu Folge auf das Studium der alten Litteratur sich beschränkt, kann die Anschauung der klassischen Länder nicht gleichgültig sein. Auch die Auserwählten einer Nation, ihre Dichter, Historiker, Redner und Philosophen, sind ohne den Hintergrund der gesammten Nationalität nicht zu verstehen und diese wiederum nicht ohne die Naturbeschaffenheit des Landes. Wer die Alten nur aus Büchern kennt, dem erscheint die Welt derselben leicht, wie auf einem andern Himmelskörper gelegen, fremdartig und unbegreiflich, und doch war es eine menschliche und von den Aeußerlichkeiten des Lebens abhängige Welt gleich der unsrigen, ja noch viel weniger als diese von dem Boden, dem sie angehört, abzulösen.

Es ist ja auch eine alte und weitverbreitete Ueberzeugung, daß man die geistige Entwickelung eines Volks in seiner Heimath am Besten verstehen und würdigen könne. So zogen einst die Römer, je mehr sie erkannten, daß ihre einheimische Bildung mit der griechischen sich verschmelzen müsse, wenn sie eine Weltbildung gewinnen wollten, welche ihnen zugleich die Berechtigung

zur Weltherrſchaft gäbe, immer zahlreicher nach Athen, um dort einige Jugendjahre zuzubringen und im Haine des Akademos attiſche Philoſophie zu ſtudiren. Perſönliche Bekanntſchaft mit den wichtigſten Stätten antiker Bildung ſchien den vornehmen Römern eben ſo wünſchenswerth, wie jetzt den auf höhere Bildung Anſpruch machenden Engländern, welche unter den Neueren am entſchiedenſten daran feſthalten, die klaſſiſchen Studien als Grundlage aller höheren Cultur anzuſehen.

Es iſt im Grunde ein allgemein menſchliches Gefühl, daß wir den Schauplatz großer Thaten und Entwickelungen wie geweiht durch dieſelben anſehen und uns auf ihm denen näher fühlen, welche dort gelebt haben. Dies Gefühl kann das verſtändige Maß überſchreiten. Denn ſicher nennen wir es eine Täuſchung, wenn man die Anweſenheit im heiligen Lande in der Weiſe überſchätzt, daß man nicht nur zur Veranſchaulichung der geſchichtlichen Vorgänge daraus Vortheil ziehen will, ſondern auch für das Verſtändniß der Lehre, die dort zuerſt gepredigt wurde, und für die Aneignung ihres Inhalts, oder gar mit Schwärmern glauben wollte, daß das Gebet an den heiligen Stätten wirkſamer ſei als anderwo.

Auch in Beziehung auf das klaſſiſche Alterthum iſt man von Uebertreibung nicht frei geblieben, wenn man z. B. geglaubt hat, daß gewiſſe Gedichte nur an dem beſtimmten Platze, auf dem ſie gedichtet worden, verſtändlich würden. Denn da die Dichtung der Alten nur in ſeltenen Fällen beſchreibend iſt, giebt es auch nur

wenig Stellen, wo die richtige Erklärung von einer genauen Ortskenntniß geradezu abhängig ist; die höchsten Leistungen geistiger Entwickelung erheben sich ja überhaupt so weit über den Boden, welcher sie getragen hat, daß derselbe für die Erkenntniß derselben gleichgültig wird, und die ganze Wissenschaft vom griechischen Alterthume ist fern von Griechenland und durch Männer, die es nicht als Augenzeugen kannten, zu der jetzt erreichten Höhe geführt worden.

So gewissenhaft wir uns aber von jeder phantastischen Ueberschätzung der Ortsanschauung fern halten, um so entschiedener dürfen wir auch die wirklichen Vortheile derselben anerkennen und der Gunst der Verhältnisse dankbar gedenken, durch welche es jetzt auch uns Deutschen immer leichter gemacht wird auf dem klassischen Boden einheimisch zu werden. Es ist zunächst ein Genuß der edelsten Art, dadurch zu einem lebendigeren Verständnisse der alten Geschichte in ihren einzelnen Zügen so wie in ihrer ganzen Entwickelung zu gelangen. Die alten Namen, seit der Kinderzeit Allen bekannt, hören auf ein bloßer Klang zu sein; man hat die Form der Berge, die Lage der Städte, das Ufer der Flüsse vor Augen. Man vergegenwärtigt sich die Wanderungen der Stämme, wenn man die gastlich geöffneten Golfe von Argos und Attica anschaut; man sieht von den Höhen Cumäs und Tauromeniums aus die ersten Ansiedler griechischer Zunge an den westlichen Gestaden landen und begreift unter dem Himmel Siciliens und Campaniens

die eigenthümliche Entwickelung, welche die griechiſchen Colonien im Gegenſatze zum Mutterlande genommen haben. Man ſieht im Golfe von Salamis das Gedränge der Schiffe mit allen Einzelheiten des Kampfes vor Augen, man theilt die Angſt der Athener, wenn man das nahe Dekeleia ſich von den Truppen des Agis beſetzt denkt. Es behält auch für Athen Göthes Wort ſeine Wahrheit „Willſt du Dichters Wort verſtehn, mußt in Dichters Lande gehn", wenn nämlich die erhöhte Freude, mit welcher man in den Olivengärten des Kolonos ſeinen Sophokles lieſt, auch ein innigeres Verſtändniß ſeines Geiſtes hervorruft und wenn man an der heiligen Bucht von Eleuſis ſich die Einflüſſe vergegenwärtigt, unter denen Aeſchylos Geiſt heranreifte. Man empfängt ja von der eigenthümlichen Schönheit der Landſchaft, von Himmel und Meeresbucht dieſelben Eindrücke, welche ſich den Gemüthern der großen Dichter einprägten, und wer ein Auge dafür hat, der dankt ſeinem Schöpfer für den erſten attiſchen Sonnentag, welcher in ſeine nordiſchen Bücherſtudien hineinleuchtet.

Man kann das Genußreiche ſolcher Eindrücke einräumen, ohne denſelben eine höhere, wiſſenſchaftliche Wichtigkeit zuzuſchreiben. Für den Einzelnen haben ſie gewiß eine ſolche, und die lebendige Aneignung hiſtoriſcher Thatſachen, wie ſie ihm dadurch gelingt, wird auch der Wiſſenſchaft ſelbſt zu Gute kommen, abgeſehen davon, daß bei vielen geſchichtlichen Vorgängen, wie dies nicht weiter erörtert zu werden braucht, die genaue Orts-

kenntniß nicht bloß zur Veranſchaulichung, ſondern auch zum Verſtändniſſe unentbehrlich iſt. Was nun aber nur auf klaſſiſchem Boden in vollem Maße kennen gelernt und durch keinerlei Hülfsmittel erſetzt werden kann, daß ſind die Monumente des Alterthums, die ſich als lebendige Zeugen alter Tüchtigkeit an Ort und Stelle erhalten haben. Was in den Muſeen an Bildwerken vereinigt iſt, das ſind meiſtens Paradeſtücke ſpäterer Zeit, glänzende Schauwerke aus verſchiedenen Epochen in bunter Reihe und fremdartiger Umgebung willkürlich zuſammengeſtellt, wo eins den Eindruck des andern ſtört, ſo daß der Beſchauer kaum zu der Sammlung des Geiſtes, die jedes Kunſtwerk verlangt, und noch weniger zu einem rechten Verſtändniſſe gelangen kann. Hier ſtehen die Denkmäler auf heimathlichem Boden, in ihren urſprünglichen Gruppen bei einander, durch zerſtörende Barbarei beſchädigt und geſchändet, alles Schmucks entkleidet, nur nakte und unvollſtändige Gerippe, aber dennoch in ihren Hauptformen klar und verſtändlich, weil Alles ſolider Steinbau iſt und bei dem organiſchen Zuſammenhange aller Theile ein Glied das andere erklärt, ſo daß das Lückenhafte in gleicher Weiſe ergänzt werden kann, wie der Naturforſcher aus einzelnen Gliedern den geſammten Bau eines Körpers mit voller Sicherheit herſtellen kann.

Für das Studium der alten Monumente giebt es aber keinen zweiten Ort wie die Burg von Athen. Hier ſtehen ſie auf der ſcharf umgränzten Hochfläche überſichtlich neben einander, öffentliche Bauwerke ſehr verſchiedener

Art, aber dennoch alle zuſammengehörig, alle bezüglich auf den Dienſt der Göttin, die, mit Poſeidon vereint, an heiligſter Stätte verehrt wurde; alles Werke einer Stadt, deren Geſchichte die bedeutungsvollſte und uns bekannteſte des Alterthums iſt, Werke, die von den Griechen ſelbſt als die höchſten Leiſtungen nationaler Kunſt angeſehen wurden und welche durch zahlreiche inſchriftliche Urkunden beleuchtet werden. Dieſe Werke ſind ſeit hundert Jahren durch Zeichnungen und Beſchreibungen bekannt; ſie ſind ſeitdem wiederholt gemeſſen und beurtheilt worden und nichts deſtoweniger auch heute noch ein unerſchöpfter Gegenſtand der Forſchung. So oft man zu ihnen hinaufſteigt, drängen ſich neue Eindrücke, neue Wahrnehmungen auf. Der erſte Eindruck kann kein anderer ſein als der einer tiefen Wehmuth. Wo mit unendlichem Aufwande von Fleiß und Arbeit und Mitteln jeglicher Art das Vollkommenſte vereinigt war, was Menſchenhände jemals geſchaffen, ſieht man ein wüſtes Trümmerfeld, einen Schauplatz grauenhafter Verwüſtung. Erſt wenn ſich das Auge daran gewöhnt hat, iſt es möglich, an dem, was von Hallen, Gebälk und Giebel erhalten iſt, mit frohem Erſtaunen hinauf zu blicken; man freut ſich der großen Gedanken, welche die Gründer ſolcher Werke beſeelt haben, der Würde und Kraft, die in jeder ſtämmigen Marmorſäule ſich ausſpricht, des unnachahmlichen Fleißes in der Fügung der Steine, der bewundernswürdigen Treue im Kleinen, auch an ſolchen Stellen, welche einſt dem Auge ganz entzogen waren.

Aber je länger wir verweilen, um uns auf dieſem geweihten Raume einheimiſch zu machen, je mehr wir das Weſen der Sache zu erfaſſen ſuchen, um ſo mehr Fragen drängen ſich auf.

Lange hat man die Tempel ſehr äußerlich betrachtet und iſt bei der Form ſtehen geblieben, indem man alle umſäulten Gebäude für einerlei Bauwerke anſah. Tiefere Forſchung hat hier unterſcheiden gelehrt und es hat eine Betrachtung begonnen, die man füglich derjenigen vergleichen kann, welche in Betreff natürlicher Organismen die phyſiologiſche genannt wird, d. h. eine Betrachtung, welche ſich nicht begnügt, die einzelnen Bauglieder zu meſſen, zu benennen und zu beſchreiben, ſondern die Funktionen der einzelnen Glieder, die Beſtimmung der verſchiedenen Räumlichkeiten und ihre Benutzung zu religiöſen und ſtaatlichen Zwecken erforſcht. Dadurch ſind eine Menge neuer Geſichtspunkte hervorgetreten; nun ſtellt man ganz andere Fragen an die erhaltenen Monumente und erhält neue Antworten und Aufſchlüſſe. Erſchwert ſind dieſe Forſchungen dadurch, daß die Gebäude der Akropolis nicht bloß durch Exploſionen und Erderſchütterungen gelitten haben, ſondern auch dadurch, daß ſie bei Einführung des Chriſtenthums auf die allergewaltſamſte Weiſe umgeſtaltet worden ſind. Aber dennoch finden ſich noch heute auf dem ſo vielfach mißhandelten Fußboden des Parthenon in ſchwachen und allmählig verlöſchenden, aber jetzt noch unverkennbaren Linien die Spuren der alten Säulenhallen im Innern der Cella;

es finden ſich die Spuren der Querwände, der alten Schwellen und Thüröffnungen, welche für die Kenntniß der urſprünglichen Raumeintheilung ſo wichtig ſind. Draußen an den Säulenhallen ſieht man die Spuren der Vergitterung, welche zur Aufbewahrung des Staatsſchatzes nöthig war und ſelbſt die vorperikleiſchen Bauwerke können in zahlreichen Bruchſtücken erkannt und gewürdigt werden. So manches Räthſelhafte alſo auch im Einzelnen noch übrig bleiben mag, indem man entweder Thatſachen wahrnimmt, die man nicht zu erklären vermag, oder über gewiſſe Theile der Gebäude unter den Trümmern vergeblich nach Auskunft gebenden Ueberreſten ſucht, ſo haben doch die neueſten Unterſuchungen von Neuem gezeigt, wie unerſchöpflich die Fundgrube von Belehrung iſt, welche das Trümmerfeld der Akropolis darbietet.

Dann, von den großen Monumenten abgeſehen, die Fülle kleiner Denkmäler, von denen nur auf dem Boden des Alterthums ein Ueberblick zu gewinnen iſt. Es ſind unſcheinbare Arbeiten, an Kunſtwerth unbedeutend, und doch für die lebendige Kenntniß der alten Welt oft viel bedeutſamer, als die bewundertſten Prachtſtücke europäiſcher Muſeen. Ich meine namentlich die Fülle von Reliefbildern, Gelegenheitsarbeiten attiſcher Handwerker, die gewohnheitsmäßig nach herkömmlicher Weiſe verfertigt wurden. In ihnen ſpiegelt ſich am treuſten die Sitte des Landes; ſie zeigen uns den Menſchen am anſchaulichſten im täglichen Verkehre mit ſeinen Göttern,

in den Nöthen und Freuden seines Lebens. Dahin gehören die zahllosen Weihetafeln, bei den verschiedensten Gelegenheiten unter priesterlicher Autorität den Göttern dargebracht, und die vielen Denkmäler aus den öffentlichen Gymnasien; darunter ganze Reihen von Standbildern, aus denen man den Athenern eine neue Hermenstraße aufbauen könnte, mit Porträtköpfen und Unterschriften, welche uns eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten der Stadt kennen lehren, wie denn überhaupt an Schriftsteinen eine solche Fülle, namentlich in Athen, zu Tage gekommen ist, daß der Schriftgebrauch in allen Formen aufs Genaueste zu verfolgen ist, von der sorgfältigsten Einmeißelung bis zum flüchtigen Schreiben mit einer dintenartigen Farbe. Dahin gehören ferner die lebensvollen Darstellungen aus den städtischen Palästren, die Gruppen der in voller Uebung begriffenen Jünglinge zu Fuß und zu Roß, die vielen und höchst mannigfaltigen Denkmäler von Siegern in den öffentlichen Wettkämpfen, die Postamente geweihter Dreifüße; dann die vielen auf den Cultus bezüglichen Darstellungen, namentlich die zahlreichen Nymphenreliefs, die uns recht anschaulich machen, wie volksthümlich gerade dieser Cultus in Attica war. Endlich die unabsehliche Fülle von Grabreliefs, welche in den Museen auch nicht in den vornehmeren Kreis der Antiken zugelassen zu werden pflegen, und doch zeigen sie uns gerade die Hellenen von einer Seite, von welcher wir sie am wenigsten zu kennen und anzuerkennen pflegen, nämlich von Seiten ihrer tiefen

Gemüthlichkeit und ihres zarten Sinns für Familienglück und eheliche Treue. Denn diejenigen, welche so schlicht, so warm und wahr empfundene Familienbilder darzustellen wußten und dargestellt zu sehen liebten, die hatten wahrlich eine lebendige Empfänglichkeit für das Glück der Häuslichkeit und den Segen gegenseitiger Liebe. In allen diesen Gattungen ist eine Fülle von Denkmälern vorhanden, welcher auch die eifrigste Veröffentlichung nicht nachzukommen im Stande ist. Nur auf klassischem Boden kann man sich dieser reichen Anschauung und Anregung in vollem Maße erfreuen.

Trotzdem klagt man freilich, wenn man des ursprünglichen Reichthums gedenkt, über die Masse des Verschwundenen. Wie tief verschüttet ist der Boden, auf dem die Alten wandelten, wie sehr zum Nachtheile der Wissenschaft die neue Stadt auf die alte gebaut! Indessen haben auch hier unsere eigenen Erfahrungen recht deutlich gezeigt, daß man doch auch in Athen nicht darauf beschränkt sei, die zufällig sichtbaren Spuren und Ueberreste der alten Welt aufzusuchen. Man durchbohrt die Schuttdecke, welche auf dem Boden der Hellenen lagert, und es öffnen sich neue Quellen der Erkenntniß und ein Einblick in die versunkene Welt ist gestattet. So standen wir staunend in dem mehrfach und vergeblich durchsuchten Raume des dionysischen Theaters, als unter einer 20 Fuß hohen Schuttlage nicht nur die wohlerhaltenen Stufen, auf denen die Athener den Tragödien ihres Aeschylos zusahen, und die Treppenstufen, die

zwiſchen jenen hinaufführten, zum Vorſchein kamen, ſondern auch die marmornen Ehrenſeſſel am unteren Rande des Zuſchauerraumes, in verſchiedenen Reihen wohlerhalten neben einander, als wenn ſie noch geſtern benutzt worden wären. Auch würde, wenn die Würdenträger der Stadt heute wiederkehrten, kein Rangſtreit um die Ehrenſitze zu befürchten ſein, denn an jedem Seſſel ſteht die Würde des Staatsbeamten oder Prieſters deutlich aufgeſchrieben, der zu dem beſtimmten Sitze berechtigt iſt. Der Sitz des Dionyſospriesters iſt mit reichem Relief vor allen ausgezeichnet. Wie anſchaulich wird uns jetzt der Scherz des Ariſtophanes, wenn er den geängſteten Dionyſos auf der Bühne vortreten und bei ſeinem Prieſter Schutz ſuchen läßt! Das ſind Entdeckungen wie in Pompeji und Herkulaneum, nur um ſo wichtiger, als Athen an geſchichtlicher Bedeutung die Städte am Veſuv übertrifft.

Auch an einem zweiten Orte hat man den Boden befragt und nicht umſonſt. Es ſchwebte nämlich eine für den Hiſtoriker und Philologen peinliche Ungewißheit über die Lage des Orts, wo ſich die Athener ſeit älteſten Zeiten als Bürgerſchaft verſammelten. Mir ſchien längſt die gewöhnliche Annahme unhaltbar, aber ſie hatte fanatiſche Anhänger und es galt den Verſuch, ſtatt auf der Oberfläche des heutigen Bodens Jahr aus Jahr ein fortzudisputiren, auf dem des urſprünglichen eine entſcheidende Antwort zu finden. Sie iſt erfolgt und dadurch über die eigentliche Bedeutung der älteſten und ehrwür-

digſten Bauanlage Athens eine unzweifelhafte Aufklärung gewonnen.

Durch ſolche Arbeiten iſt es möglich, auf dem Boden der alten Wohnplätze heimiſch zu werden und dieſelben auf wiſſenſchaftlichem Wege wieder herzuſtellen. Verſuche dieſer Art mögen dem Laien mißlich, ja abenteuerlich vorkommen, und er mag lächelnd darauf hinweiſen, welchen Erfolg es haben könnte, wenn Einer nach Jahrtauſenden eine Stadt der gegenwärtigen Welt aus unſcheinbaren und vereinzelten Bautrümmern wieder reconſtruiren wollte. Indeſſen iſt es bei den Städten der Griechen doch anders; ſie haben in ihren felſigen Wohnplätzen ſich alſo eingerichtet, daß dieſelben in vollem Maße zu Denkmälern ihrer Exiſtenz geworden und die Spuren derſelben unverkennbar ſind; der Boden wird alſo unmittelbar zu einer Quelle hiſtoriſcher Erkenntniß, zu einer Urkunde der Geſchichte. Können wir nicht — um auch hier von der wichtigſten aller Stätten des Alterthums zu reden —, wenn wir den Boden Athens durchwandern, der ganzen Entwickelung der Stadt, der ganzen Bewegung ihrer Geſchichte in den Hauptſtufen Schritt für Schritt folgen? Und zwar ſind auch hier, wie an ſo vielen Orten, die älteſten Zeiten die am deutlichſten bezeugten. Wir ſehen die Spuren zahlloſer Felswohnungen, welche, von Ciſternen, Treppen, Terraſſen, Altären, Gräbern umringt, die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Abhänge der Hügel Athens bedecken, mit freiem Blicke auf die See, deren friſchen Anhauch man hier genoß.

Hier ſaßen die alten Kranaer mit ihrem Boden gleichſam verwachſen, eng zuſammengeſchaart in knapp gemeſſenen Wohnräumen, deren Maßſtab Einem wieder vor Augen tritt, wenn man die Straßen von Pompeji durchwandert und durch die offenen Hausthüren in die beſcheidenen Stuben eintritt. Die Quelle am Iliſſos ſetzte dieſe älteſte Bevölkerung mit dem oberen Lande in Verbindung; uralte Altarplätze vereinigten an den Feſttagen die Bewohner des Küſten- und des Binnenlandes, lange ehe die Götter bildlich verehrt und ihre Tempel auf der Burghöhe errichtet waren. Dann wurde beim Fortſchritte ſtädtiſcher Entwickelung die Burg der religiöſe und politiſche Mittelpunkt der noch immer ſeewärts gerichteten Stadt, bis nach dem Sturze der alten Geſchlechterherrſchaft eine neue Epoche damit eintrat, daß der Markt und mit ihm der Schwerpunkt des ſtädtiſchen Lebens nach Norden verlegt wurde, von den rauhen Felshöhen in die bequemere Niederung, aus dem Adelsquartiere nach dem Sitze bürgerlicher Induſtrie. Die Zeit der Kämpfe verlangt eine neue Organiſation. Alt- und Neu-Athen wird zu einer großen Feſtung vereinigt und Themiſtokles, der aus ſeiner Wohnung in Melite von früh an die ganze Stadtlage überblicken konnte, ſchafft dies bewundernswürdige Mauerſyſtem; eines der denkwürdigſten und folgenreichſten Menſchenwerke. Die Hügelrücken, die ſich von Natur ſchon gleichſam verlangend zum Meeresrande vorſchieben, werden die Träger der Mauerarme, welche die Häfen in die ſtädtiſche Befeſtigung

hereinziehen. Die zur Seebeherrſcherin gemachte Stadt wird dann durch die Prachtbauten des Pheidias gekrönt. So weit die Entwickelung der Stadt aus eigner Kraft und einheimiſchen Mitteln. Dann lebt ſie von der Gunſt philhelleniſcher Fürſten, die ſich nicht beſſer ehren zu können glauben, als wenn ſie Athen ſchmücken, der Ptolemäer, Attaliden, Seleuciden, endlich der römiſchen Weltherrſcher. Die Moſaikböden des hadrianiſchen Neu-Athen, das ſich wieder zur Kalirrhoe, der alten Nährerin der Stadt, hinabzog, ſind gerade in den letzten Wochen aus dem Schutte hervorgezogen. Es giebt keine Epoche der Stadt, welche nicht in Denkmälern bezeugt wäre, und ſind die Werke ſelbſt verſchwunden, ſo ſind wie bei manchen Theilen der Stadtmauern, wenigſtens die zur Aufnahme der Steinquadern gemachten Ebnungen und Einſchnitte des Felſens ſichtbar, ähnlich den Fußſpuren, welche untergegangene Thiergeſchlechter der Oberfläche des Bodens eingedrückt und als einzige Zeugen ihres Daſeins zurückgelaſſen haben.

Wer begreift nicht die Freude jeder gelungenen Wanderung, die Genugthuung, welche nach langem Suchen in Staub und Sonnengluth die kleinſte Entdeckung gewährt! Dazu kommen die zahlreichen Spuren alter Fuß- und Fahrwege, welche uns die Bewegung des täglichen Lebens deutlich machen, die wie Kunſtwerke anzuſchauenden Hafenanlagen mit den genau zu meſſenden Schiffshäuſern, die Quellgebäude und die im Felſen gehauenen Canäle, in denen noch heute das Gebirgswaſſer

in vollen Strömen unter den Gaſſen der Stadt hinrauſcht, die heimlichen Grotten, im Felſen ausgehöhlt, mit ihren Vorplätzen, Stufen und zahlreichen Niſchen, in denen die Weihgeſchenke aufgeſtellt waren, die ehrwürdigen Inſchriften, die an alter Stelle dem gewachſenen Felsboden eingegraben ſtehn, als ſollten ſie für ewige Zeiten den Platz der dort verehrten Gottheit zueignen. Sie erkennen, in eine wie vielſeitige und lebendige Berührung man mit dem Alterthume tritt, wie lehrreich und erfreulich es iſt, in allen dieſen Anlagen den Gedanken und Abſichten der Alten an Ort und Stelle forſchend nachzugehen und wie allen Schwierigkeiten zum Trotze eine hiſtoriſche Topographie doch auf ein allmähliches Gelingen hoffen kann. Ja, die Schwierigkeit des Aufſpürens erhöht den Reiz, während an einem Orte wie Pompeji das Intereſſe dadurch abgeſtumpft wird, daß man hier Alles gar zu bequem hat und ſich ohne viel Mühe ein Adreßbuch anlegen kann, in welchem man Haus für Haus mit Namen und Stand des Bewohners einträgt.

Endlich gehört zu dem, was auf klaſſiſchem Boden den Philologen anzieht und beſchäftigt, die im Volke lebende Ueberlieferung aus den Zeiten der Alten. Tönen doch um die Küſten des Mittelmeers ſchon die Sprachen uns entgegen, wie ein fortklingendes Echo des Alterthums, des römiſchen wie des griechiſchen! Wie vertraut klingen uns in Hellas die alten Namen der Inſeln, Berge und Städte entgegen, wie anregend iſt es, die in

der Schule erlernten Vokabeln nun praktiſch verwerthen und die todte Sprache als eine lebende gebrauchen zu lernen! Aber auch hier iſt nicht bloß Genuß und Reiz, ſondern es iſt von ſprachgeſchichtlichem Intereſſe, der Ueberlieferung ſorgfältiger nachzugehen und ſich zu überzeugen, wie in abgelegenen Bergwinkeln, in einzelnen Mundarten und den Redeweiſen gewiſſer Stände, wie der Schiffer und Hirten, echt helleniſche Ausdrücke, die man für längſt verſchollen hielt, aus homeriſcher Zeit durch alle Jahrhunderte ſich erhalten haben.

Aber nicht bloß in der Sprache, auch in der Sitte, im Volksglauben, im Cultus — wie lebendig tritt uns nicht überall die Ueberlieferung entgegen! Sie wird in einzelnen Beziehungen, wie es auch in Italien geſchieht, von den Einheimiſchen überſchätzt, iſt aber im Ganzen ſo unverkennbar und weit verzweigt, daß es eine der anziehendſten Aufgaben iſt, ihr mit ſorgſamer Forſchung nachzugehen, in den Gründungslegenden der Kapellen, in den an die Heiligenbilder ſich anſchließenden Sagen, in den Formen der Weihung, den prieſterlichen Symbolen und Religionsgebräuchen. So erinnern am Charfreitag, wenn jede Gemeinde ihren Chriſtus beſtattet, die Umzüge des Volks lebhaft an die Trauerfeſte der Alten, wenn ſie ihre dem Hades verfallenen Götter bejammerten. Der Sarg iſt nach alter Sitte mit Roſen bedeckt. Mit Weihrauchgefäßen ſitzen die Frauen vor den Thüren, an denen der Zug mit gellenden Klageliedern vorüberzieht, während an den Freudenfeſten der heutigen Kirche der

die ganze Stadt erfüllende Lichterglanz uns die Kerzen und Fackelfeste des alten Götterdienstes in das Gedächtniß ruft.

Die Beobachtungen, welche sich in solcher Fülle demjenigen aufdrängen, welcher in den klassischen Ländern verweilt, gehen über die besonderen Interessen der Alterthumswissenschaft weit hinaus, sie haben ein allgemein geschichtliches Interesse. Namentlich wird man, so wie man in die Atmosphäre jener Länder eintritt, durch die eignen Eindrücke lebhaft angeregt, sich die Einflüsse der klimatischen Verhältnisse klar zu machen. Wir Nordländer pflegen für den Süden zu schwärmen und schon bei den Namen Neapel und Athen durchzuckt uns die Vorstellung einer glücklicheren Existenz. Und wer wird nicht auch, wenn er die verschiedenen Zonen vergleichen lernt, das Glück des Südens d. h. namentlich der ins Mittelmeer gestreckten Halbinselländer empfinden! Wer fühlt nicht, wie die Welt des Lichts und der Wärme die normale Entwickelung der Menschen an Körper und Geist wohlthuend erleichtert, wie der Mensch des Südens so vieler Mühseligkeiten enthoben ist, die den Nordländer niederdrücken und abstumpfen! Darum ist noch immer im Süden eine gewisse Intelligenz und Gewandtheit des Geistes verbreiteter als im Norden, und während bei uns schon ein Grad von Wohlstand erforderlich ist, um den Druck des Klimas nicht empfinden zu lassen, so ist jenseits der Alpen sorgenfreie Lebensfreude und frohes Selbstgefühl ein allgemeines Gut. Darum ist auch die

Kluft zwiſchen den Ständen weniger groß und eine gewiſſe Gleichartigkeit der Bildung leichter zu erreichen. Und dann, weil die Natur nicht als feindliche Macht dem Menſchen gegenübertritt, lebt er alle Jahreszeiten hindurch harmloſer und vertrauter mit ihr, und das maßvoll Harmoniſche, das in ihrem Leben waltet, in ihren Formen ſich ausſpricht, theilt ſich unwillkürlich auch ſeinem Leben mit. Wer hat nicht im Süden den beruhigenden Eindruck empfunden, welchen das friedliche Gleichmaß einer langen Reihe milder Tage und Nächte, der erfreuende Glanz eines heitern Himmels, die durchſichtige Klarheit einer reinen Luft auf das Gemüth ausübt! In geheimnißvoller, aber unverkennbarer Weiſe hat dies auch auf das Kunſtleben der Alten eingewirkt, auf die klare und maßvolle Ruhe, welche in ihrer Bau- und Bildkunſt waltet, ſowie auf den Rhythmus ihrer Worte und Gedanken. Göthe wie Platen zeugen für einen ſolchen noch heute wirkſamen Einfluß des ſüdlichen Himmels, und auch jüngere Dichter haben es erfahren, daß man in den klaſſiſchen Ländern unwillkürlich zu rhythmiſchen Maßen greift.

Aber dem Segen geht der Unſegen zur Seite. Die Leichtigkeit des Lebens läßt die ſittliche Spannkraft nicht zu voller Entwickelung kommen und aller Himmelsgunſt zum Trotz ſind die ſchönſten Mittelmeerländer weit hinter den Ländern zurückgeblieben, von denen man zuweilen glauben möchte, daß ſie nur mißbräuchlich oder aus Mangel an beſſerem Platz von Menſchenkindern bewohnt

werden. Einem Gifte gleich hat des Südens Sonne am Mark der Nordländer gezehrt, die ſich von ihrem Reize haben feſſeln laſſen und das Sprichwort bewähren, daß man nicht ungeſtraft unter Palmen wandle. Auch Einheimiſchen, die im Norden gelebt, erſcheint es unmöglich, im Vaterlande ihr arbeitſames Leben fortzuſetzen. Man iſt faſt dahin gekommen anzunehmen, daß einem Naturgeſetze zu Folge dem Südländer keine ſolche Energie des geiſtigen Lebens zuzumuthen und von den ſüdlichen Staaten keine volle und ſelbſtändige Entwickelung bürgerlicher Ordnung und ſolider Rechtsverhältniſſe zu erwarten ſei, daß die Wiſſenſchaft mit ihren höchſten Anforderungen, daß die Religion in ihrer einfachen Wahrheit und ihrem ſittlichen Ernſte dort keinen Boden finde.

Wenn wir ſolche Beobachtungen machen, wie groß erſcheinen uns dann die Alten, welche alle Vortheile des Südens zu verwerthen wußten, ohne den Nachtheilen zu erliegen! Es wird ſo viel vom Cultus der Schönheit bei den Alten geredet und die äſthetiſche Seite des Griechenthums über die Maßen betont. Das wahrhaft Bewundrungswürdige — das iſt die Energie und Conſequenz in Allem, was die Hellenen der guten Zeit gemacht haben, die reſolute Durchführung ihrer Lebensaufgaben in Staat, Wiſſenſchaft und Kunſt, die Klarheit der Gedanken, der volle und wahre Ausdruck derſelben in ihren Werken und die unerreichte Tüchtigkeit auch in den geringſten Leiſtungen. Wie ſehr beſchämen ſie dadurch auch unſere Zeit, die mit ihrer Cultur ſo groß thut! Die griechiſchen

Digitized by Google

Werkmeiſter würden noch heute auf jeder Weltausſtellung ihre vollen Preiſe gewinnen, und wenn das glänzende Neapel von dem Schickſale Pompejis betroffen würde, ſo wäre die Verſchüttung des Muſeums der größte Verluſt, und man hätte nichts Wichtigeres zu thun, als die geretteten Meiſterwerke alter Kunſt und Induſtrie zum zweiten Male aus der Aſche zu holen.

Wie man alſo nur auf klaſſiſchem Boden die alte Welt in ihrer vollen Realität kennen zu lernen und zu würdigen im Stande iſt, und zwar nach ihren örtlichen Verſchiedenheiten (denn wie verſchieden zeigt ſich auch in den Stadtruinen und Kunſtreſten das Griechenthum Atticas, Siciliens und Campaniens!) — ſo auch den Gegenſatz der alten und neuen Welt. Die weltgeſchichtlichen Momente des erbitterten Kampfes treten uns lebendig entgegen. Sämmtliche Alterthümer Athens zeugen davon, wie mit wahnſinnigem Fanatismus alle Bildwerke, auch die harmloſeſten Grabreliefs, wie Teufelswerk betrachtet und verſtümmelt worden ſind, als wenn die Vernichtung ihrer Schönheit ein Gottesdienſt wäre. Man ſieht, mit welcher Mühe die Felsaltäre zerſchlagen worden ſind, und erkennt daran, daß dieſe älteſten Stätten eines bildloſen Cultus bis zuletzt mit beſonderem Eifer gepflegt worden ſind. Und dennoch konnte das Gefühl einer gewiſſen Anhänglichkeit und Ehrerbietung nicht ganz zurückgedrängt werden; dennoch zog ſich der neue Gottesdienſt an die Stätten des alten. Jede Capelle iſt ein Fingerzeig für die Statiſtik des alten Cultus; Feſte und Ge-

bräuche aller Art sind in die neue Zeit herübergenommen und selbst von Bildwerken suchte man nun die Bruchstücke zusammen, um sie, wie es noch heute geschieht, an Capellen und Wohnungen als Schmuck einzufügen und so dem völligen Untergange zu entziehen.

Und nun das jetzige Volk. Nimmt es nicht auch ein allgemeines Interesse in Anspruch? Der neue Eintritt des Griechenvolks in die Geschichte und das Wiederaufleben seiner alten Sprache — das sind Thatsachen, wie sie selten in der Geschichte vorkommen, Thatsachen, die erst allmählich ganz beurtheilt werden können. Wer nach längerer Zeit Griechenland wiedersieht, der erstaunt, mit welchem Geschicke auch die unteren Schichten des Volks ein reineres Griechisch sich aneignen, und dieses Idiom breitet sich auch in den nicht griechischen Theilen der Bevölkerung mächtig aus; Albaneser und Wlachen gehen mehr und mehr in die griechische Nationalität auf. Das zeugt für ihre Lebenskraft. Aber jede staatliche Entwickelung bedarf eines zureichenden Materials und eines Raumes von angemessener Größe und Begränzung. Hier ist nur der willkürlich abgetrennte Bruchtheil einer Nation, dem alle Erfordernisse zu einem selbständigen Gedeihen fehlen. Dem kleinen Volke mangelt es nicht an Rührigkeit und hohen Zielen. Man bereitet sich vor, schon jetzt einen geistigen Mittelpunkt für die Küstenstämme griechischer Zunge zu bilden; die Universität Athen hat schon eine centrale Bedeutung und ihre Zöglinge sind die Träger der nationalen Hoffnungen in Thessalien, in

Digitized by Google

Macedonien, auf den ioniſchen Inſeln, in Kreta und Klein-Aſien. Aber die Zuſtände einer völligen Unzufriedenheit mit der Gegenwart und eines ausſichtsloſen Harrens auf beſſere Tage ſind natürlich wenig geeignet, die ruhige Entwickelung des Staats, welcher der Kern des Zukunftſtaats ſein ſoll, zu fördern. In fruchtloſer Gährung zehren ſich die Kräfte auf, während die einzig ſichern Grundlagen des nationalen Wohlſtandes verabſäumt bleiben. Auf allen Gebieten höherer Intelligenz werden Fortſchritte gemacht, welche der Bildungsfähigkeit des Volks das glänzendſte Zeugniß geben, aber die Bildung beſteht vorzugsweiſe in Aneignung ausländiſcher Cultur, die aus den verſchiedenen Ländern Europas zuſtrömt und zu einer nationalen Volksbildung ſich nicht leicht verſchmelzen wird. Auch der Zuſtand der Landesſprache iſt ein künſtlicher und unſicherer. Man hat es aufgegeben, die Vulgärſprache als Sprachidiom feſtzuhalten, man ſucht der alten Sprache näher und näher zu kommen. Aber je mehr dies geſchieht, um ſo mehr fallen die noch geduldeten Ueberreſte einer verdorbenen Sprache auf. Wo iſt da die Gränze? Einſtweilen ſucht ſich jeder Schriftſteller zwiſchen Altem und Neuem ſeinen eignen Weg, und ſo viel Talent ſich darin auch offenbart, ſo iſt dieſe künſtliche Haltung des Neugriechiſchen doch für die Entwickelung einer nationalen Litteratur in hohem Grade hemmend; es fehlt ihr die friſche Unmittelbarkeit einer im Volke erwachſenen Sprache, wie ſie doch allein im Stande iſt, das Organ nationaler Dichtung und Rede zu ſein.

So hat die Wiedergeburt des griechiſchen Volks mit vielen und eigenthümlichen Schwierigkeiten innerer und äußerer Art zu kämpfen. Eine glückliche Ueberwindung iſt nur dann zu hoffen, wenn das Volk inne wird, daß es nicht vorwärts kommen kann, wenn es ſeine beſte Kraft in Parteireibungen zuſetzt und ſein höchſtes Intereſſe den Fragen einer unſtäten Tagespolitik zuwendet. Es kann von den großen Zielen, die dem Volke vorſchweben, nichts gelingen, wenn es ſich nicht mit vollem Ernſte von Grund auf ſittlich und religiös erneuert, durch ſtrenge Zucht in Schule und Haus eine arbeitſame und pflichttreue Jugend erzieht und ſo allmählich den geſunden Kern einer griechiſchen Nationalität bildet. Denn man kann es den heutigen Bewohnern der beiden klaſſiſchen Länder nicht ernſt genug vorſtellen, daß es die ärgſte Täuſchung ſei, wenn Völker, welche durch Elend und Schmach aller Art Jahrhunderte lang geſunken ſind, auf einmal durch ein haſtiges Greifen nach äußeren Formen und modernen Staatseinrichtungen ohne innere Erneuerung und ſittliche Wiedergeburt hohe nationale Ziele erreichen zu können glauben.

Wer als Freund des Alterthums nach Hellas kommt, wie ängſtlich verſchließt er ſein Ohr dem unheimlichen Parteigezänke der Gegenwart! Ernſt und ſchweigſam wandelt er über die Stätten der alten Geſchichte; es iſt, als fürchte er durch loſe Rede die Geiſter derer zu verletzen, die hier einſt ſo Großes gedacht und geſchaffen haben. Ein tiefer Ernſt liegt über Land und Meer aus-

gegoſſen, und, wenn das Sonnenlicht erloſchen iſt, ſo blicken uns die grauen Felsberge von Attica wie entſeelte Geſtalten an, deren Wiedererweckung zu neuem Leben nur durch ein Wunder gelingen könnte. Der Gang der Völkergeſchichte tritt einem lebendig entgegen, und wie Sulpicius einſt ſeinem gebeugten Freunde Cicero ſchrieb, daß er auf ſeiner Fahrt durch den ſaroniſchen Golf bei dem Anblicke ſo vieler Plätze alten Ruhmes, die nun wie Leichen da lägen, erkannt habe, wie thöricht es doch ſei, wenn der einzelne Menſch um ſein Mißgeſchick verzweifle und den Göttern grolle: ſo vergeſſen auch wir an ſolchen Plätzen das Kleine und Eigene und denken den Gerichten Gottes nach, welche hier an den Völkern vollzogen ſind. An denſelben Stätten wird man aber auch deſſen inne, was an menſchlichen Werken unvergänglich iſt. Denn die Marmorſäulen, unter denen wir ſtehen, ſind die Zeugen einer Zeit, wo alle edlen Triebe, die der Menſchenſeele eingepflanzt ſind, kräftig entfaltet waren, wo die Einzelnen im Ganzen lebten, als Glieder einer Gemeinde, welche Alles an die Ehre des Vaterlandes ſetzte, wo die Wiſſenſchaft nach ewiger Wahrheit rang und die Kunſt im Dienſte der Götter ihre höchſten Ziele ſuchte.

Darum wird man auch auf klaſſiſchem Boden den Aufgaben der Gegenwart nicht entfremdet. Man kehret heim mit erfriſchter Kraft, mit geſtärkter Liebe zum wiſſenſchaftlichen Berufe, mit erhöhter Liebe zum Vaterlande. Deutſche Wiſſenſchaft hat uns nach Athen geführt und ihre Fackel hat unſere Wege auf griechiſchem Boden

beleuchtet. Denn wir traten dort in die Fußtapfen des Mannes, welcher von hier aus einſt dieſelbe Pilgerfahrt unternahm. Dankbar haben wir in Athen vereinigten Genoſſen die Grabſäule auf dem Kolonos bekränzt und ſein Andenken ehrend zugleich uns ſelbſt gelobt, an unſerm Theil die Ehre deutſcher Wiſſenſchaft unbefleckt zu erhalten und die Liebe zu ihr in der deutſchen Jugend fortzupflanzen.

8.

Die Freundschaft im Alterthume.

Es ist bekannt, wie sehr das Verhältniß des Menschen zu den irdischen Gütern sich verändert, und die Wissenschaft sucht dem wechselnden Werthe derselben durch die verschiedenen Zeiten und Länder zu folgen. Aber auch die geistigen Güter sind ähnlichen Schwankungen unterworfen; auch sie verändern ihre Stellung unter einander, so daß die einzelnen derselben in ihrer Bedeutung für das gesammte Volksleben höher oder niedriger zu stehen kommen. Diese Veränderungen hängen mit der ganzen Volkssitte eng zusammen, und es ist deshalb eine anziehende Aufgabe, ihnen nachzugehen. Die allgemeine Geschichte kann die inneren Bewegungen des Volksbewußtseins nur gelegentlich berühren, und in der Geschichte der Philosophie kommen sie nur dann zu ihrem Rechte, wenn sie sich in Lehrbegriffen ausgeprägt haben. Auch widerstreben diese zartesten Seiten des geschichtlichen Lebens einer streng wissenschaftlichen Methode. Um so mehr eignen sie sich zu gelegentlicher Behandlung und namentlich an solchen Festen, wie das unsrige ist, wo die

Univerſitätsgenoſſen verſammelt ſind, um einer Betrachtung von allgemein wiſſenſchaftlichem Intereſſe ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Unſer gemeinſames Intereſſe aber gilt den geiſtigen Gütern, um deren Werthſtellung es ſich handelt. Ja, um noch näher an das anzuknüpfen, was uns zu einer echten Gemeinſchaft verbindet, ſo laſſen Sie mich heute von dem Gute der Freundſchaft reden, und zwar von der beſonderen Bedeutung, welche dieſelbe im Alterthume für die ſittliche Erziehung, für die wiſſenſchaftliche Bildung und für das bürgerliche Gemeinweſen gehabt hat.

Der Werth der geiſtigen Güter wird nicht auf dem Markte des Lebens feſtgeſtellt, ſondern in dem engeren Kreiſe derer, welche den Trieb nach ſittlicher Vervollkommnung in ſich tragen und pflegen. Dieſem Triebe ſteht ein anderer feindlich gegenüber, das iſt der Trieb der Selbſtſucht. Der ſittlich rohe Menſch ſtellt ſich in den Mittelpunkt der Welt, und weiſt, je nachdem er geartet iſt, durch Gewalt oder Liſt, Alles zurück, was ſeinen Eigenwillen hemmt. Dieſe Eigenwilligkeit muß ein Gegengewicht haben, wenn die menſchliche Geſellſchaft nicht ein Kampfplatz entfeſſelter Leidenſchaften werden ſoll. Die Geſellſchaft ſchützt ſich gegen die Anmaßungen der Einzelnen durch die Sitte, welche der Wille der Geſammtheit feſtſtellt; die Sitte wird im Geſetze anerkannt und ſeinen Satzungen müſſen ſich Alle unterordnen, welche an den Vortheilen der Gemeinſchaft Theil nehmen wollen; die Einen aus innerer Uebereinſtimmung, die

Anderen aus Furcht vor der Strafe. Das Geſetz erzieht den Menſchen. In der verſtändigen Unterordnung unter dasſelbe lernt er die Tugend, welche die Griechen für die Grundtugend hielten, die Sophroſyne, die Tugend des Maßhaltens, der weiſen und beſonnenen Selbſtbeſchränkung in Wort und Handlung. Er wird ein gerechter Menſch. Aber dieſe Gerechtigkeit iſt nur eine äußerliche; ſie hemmt den Ausbruch der Selbſtſucht, aber den Trieb kann ſie nicht entfernen. Das eigentlich ſittliche Bedürfniß bleibt alſo unbefriedigt.

Die Religion gab dem Rechte eine höhere Weihe. Die Götter ſchützen das, was nach Kenntnißnahme ihres Willens Recht im Staate geworden iſt, die Gottesfurcht unterſtützt die Ehrfurcht vor den Geſetzen. Es ſtellt aber die Religion auch ihre eigenen Forderungen an den Menſchen. Sie verlangt, daß er die Götter über ſich anerkenne, ſie vor den Menſchen bekenne, ihnen huldige und von jeder Läſterung und Entweihung ſich fern halte; alſo ſie nimmt auch ihrerſeits den Trieb der Selbſtſucht in heilſame Zucht und übt die Tugend der Sophroſyne in einer höheren Sphäre, als der einer bloß bürgerlichen Geſetzlichkeit. Die Götter verlangen eine höhere Reinheit. Apollo ſtraft den, der ſich erfrecht, mit den Wünſchen unreiner Selbſtſucht ſeinem Orakel zu nahen.

Trotzdem war die griechiſche Religion auch auf ihrer höchſten Stufe, der des delphiſchen Apollodienſtes, außer Stande, den Menſchen frei zu machen vom Joche der Selbſtſucht. Wohl demüthigte ſich der religiöſe Menſch

in Opfer und Gebet vor den unsichtbaren Gewalten, wohl fühlte er bei allen großen und kleinen Angelegenheiten die Unentbehrlichkeit göttlicher Hülfe; auch näherte ihn die Kunst den Göttern und zeigte ihm im Antlitze des olympischen Zeus die Fülle seiner Macht und Gnade, aber die Triebe des menschlichen Herzens wurden nicht umgewandelt; dazu erschöpfte sich das Wesen der Religion zu sehr in äußerlichem Thun. Es muß aber ein Innerliches sein, was den Menschen wahrhaft frei macht, ein neues Lebensgesetz, welches das alte verdrängt, das ihn lehrt sich selbst zu finden, indem er sich verliert, und durch volle Hingabe erst recht sein eigen zu werden. Nur durch die Liebe ist eine rechte Ueberwindung der Selbstsucht möglich, und da von einer Liebe der Gottheit zum Menschengeschlechte die alte Welt kein Bewußtsein hatte, so konnte auch ihre Frömmigkeit keine Gegenliebe sein und ihre Religion keine persönliche Hingebung veranlassen.

Um so wichtiger waren nun die menschlichen Beziehungen, die Stätten gegenseitiger Menschenliebe. Und wie hoch stand den Alten der Herd des Hauses, der heilige Mittelpunkt der Familie, wie lebten sie auch mit den abgeschiedenen Hausgenossen in treuer Gemeinschaft fort, und wie ängstlich sorgte jedes Gemeinwesen dafür, daß kein Herdfeuer erlösche! Wie für die Altäre des Landes, kämpften die Bürger für den Herd ihrer Wohnhäuser, durch welchen sie sich mit dem Vaterlande unauflöslich verbunden und der vollen Bürgerehren theilhaftig

wußten. Aber hier erkennen wir auch den eigenthümlichen Standpunkt der Alten. Die Ehe iſt nur möglich auf dem Boden der ſtaatlichen Gemeinſchaft, und ſie iſt für die Erhaltung derſelben unentbehrlich. Sie gehört alſo nicht in die Sphäre deſſen, was der Neigung des Einzelnen anheimgegeben iſt; ſie iſt eine Bürgerpflicht, von deren Erfüllung die bürgerliche Stellung abhängig iſt. Perſönliche Beglückung und ſittliche Veredlung ſind wenigſtens nicht die Zielpunkte der Eheſchließung; darum war dieſelbe eine Sache der nüchternſten Erwägung, und es ſchien bedenklich, ja ungehörig, Herzensſtimmungen darauf einwirken zu laſſen. Die Frau hatte keine ebenbürtige Stellung neben dem Manne, die Familie war nur die erweiterte Perſönlichkeit des Hausvaters, die Liebe desſelben zu den Seinigen alſo nur eine feinere Art von Selbſtliebe.

Die Liebe, welche den Eigenwillen überwinden ſoll, muß eine durchaus freie ſein, unabhängig von Naturtrieben und äußeren Rückſichten, ein Bund gleich geordneter Perſönlichkeiten, und darauf beruht nun die beſondere Bedeutung der Freundſchaft im Alterthume, daß ſie für die höchſten Zwecke menſchlicher Ausbildung, auf welche, wenn auch unbewußt, jede unverdorbene Menſchenſeele hinſtrebt, das erſetzte, was uns Religion und Familienleben iſt. Die Alten haben Ehebund und Freundſchaftsbund niemals auf gleiche Stufe geſtellt und wenn ſie verglichen, ſo haben ſie im Sinne Davids geurtheilt, wenn er zu ſeinem Jonathan ſagte: Deine Liebe iſt mir

sonderlicher gewesen, denn Frauenliebe ist. Ja man kann sagen, daß nur hier ein freies, von allen äußeren Rücksichten unabhängiges, Verhältniß gegeben war, in dem der Mensch ganz aus sich heraustreten konnte, ein volles Verhältniß menschlicher Gegenseitigkeit, ein freies Geben und Nehmen. Also kamen die höchsten Tugenden, Wahrhaftigkeit und Treue, Liebe und Selbstverläugnung, nur hier zu voller Wirksamkeit, in ihr überhaupt das sittliche Leben zu seiner reichsten Entfaltung.

Auch die Sprache giebt uns lehrreiche Winke über die eigenthümliche Auffassung des Freundschaftsbegriffs bei den Griechen. Philos heißt „lieb" und ist in diesem Sinne von so umfassender Bedeutung, daß es Alles, was uns ans Herz gewachsen, ja Alles, was uns zu eigen geworden ist, bezeichnet, so daß es fast nur ein gemüthlicherer Ausdruck für die besitzanzeigenden Fürwörter geworden ist. Zweitens bezeichnet es die thätige Richtung des Gemüths auf den Gegenstand des Wohlgefallens, es hat also schon an und für sich einen anmuthigen Doppelsinn, „lieb und liebend". Auch im zweiten Gebrauche macht die Sprache einen feinen Unterschied. Als Eigenschaftswort bezeichnet philos eine Herzensstimmung, welche vorübergehend und auch einseitig sein kann, als Substantiv aber gleichsam den Stand, in welchen ein Mensch eingetreten ist, das dauernde Verhältniß der Freundschaft, welches nur als ein gegenseitiges gedacht werden kann.

Daraus folgt schon, daß Philia ein viel weiterer

Begriff iſt als „Freundſchaft“, während andererſeits Eros viel enger iſt als unſer „Liebe.“ Philia iſt die erfolgte Aneignung, die wohlbegründete Uebereinſtimmung, der ſichere Beſitz des Geliebten, während Eros das einſeitige Verlangen iſt und eine begehrliche, von Sinnlichkeit getrübte Aufregung des Gemüths. Dem Eros iſt die Eris verwandt; er bringt Unruhe und Verwirrung, während mit dem Begriffe Philia der des Friedens, der Klarheit und Heiterkeit verbunden iſt.

Dieſe Philia iſt die eigentliche Seele des antiken Lebens. Sie giebt demſelben einen Hauch der Gemüthlichkeit, welcher ſich wie ein zarter Duft über die klare Geſtaltenwelt des Alterthums ausbreitet und uns mehr als alles Andere anzieht. Sie iſt das unſerm Weſen Verwandteſte; ſie vertritt das, was der neueren Welt die Romantik iſt, den Zug von Schwärmerei, welche auf dem Frauendienſte und dem Werben um Frauenminne beruht.

Darum hat ſie auch die Dichtung der Hellenen beſeelt. Homer iſt nie ſchwungvoller und ergreifender, als wenn er die Freundſchaft von Achilleus und Patroklos beſingt, und mitten unter dem wüſten Getümmel ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften, welches das Lager der Achäer erfüllt, iſt dieſe Liebe wie eine Oaſe, auf welcher unſer Blick mit Freude ruht, wo ſich das Menſchenherz in ſeinen Tiefen aufſchließt. Die Freundesliebe iſt der mächtigſte aller Triebe, er durchbricht alle anderen Rückſichten, er bricht auch den Bann des Hades.

Bei Nacht weilt der Schatten des Patroklos am Lager des Genossen und fliegt im Kampfe seinem Wagen voran. Achill gelobt auch in dem Reiche dumpfer Vergeßlichkeit dem Freunde Treue zu halten, und zum Zeichen ungestörter Vereinigung wird die Asche der Freunde zusammen bestattet. Dies ist kein erdichtetes Zeichen schwärmerischer Zärtlichkeit, sondern auch in der geschichtlichen Zeit sehen wir mehrfach, welchen Werth Freunde darauf legen, neben einander im Grabe zu ruhen. So kamen Pythagoreer nach Theben, um die Gebeine des Lysis heim zu holen, weil sie glaubten, er müsse, um wohl zu ruhen, unter seinen Genossen bestattet sein, und die Gräber der Freunde Philolaos und Diokles waren so angelegt, daß man von einem zum andern hinübersehen konnte.

Darum stellte auch der fromme Polygnotos auf seinem delphischen Gemälde die Freunde dar, zu traulichen Gruppen in der Unterwelt vereinigt. Denn auch die bildende Kunst hat die Freundschaft verherrlicht, nicht in frostiger Allegorie, sondern in lebenswarmen Gestalten. So finden wir auf einem anmuthigen Bilde Achilleus sorgsam bemüht, seinen verwundeten Gefährten zu verbinden; so sehen wir auf der Ficoronischen Cista, welche in leicht geritzten Umrissen ein bewundernswürdiges Bild des hellenischen Lebens vor uns aufrollt, unter den Argonauten zwei Jünglinge dargestellt, deren Einer den Arm um den Nacken des Andern legt, das lieblichste Bild zärtlicher Zuneigung. So stehen in stattlicher Marmor-

gruppe Oreſt und Pylades bei einander, zu gemeinſamer That ſich rüſtend, und in ganz entſprechender Gruppe hat die Kunſt auch Oreſtes und Elektra dargeſtellt, die Geſchwiſter als Freunde, wie ſchon Homer den Familienbanden die Freundſchaftsverbindungen gleichſtellt, und auch die Gattenliebe wird auf den Denkmälern der alten Kunſt weſentlich als ein Bund der Freundſchaft dargeſtellt.

Es lag im Volkscharakter der Griechen tief begründet, daß die Freundſchaft eine ſo hervorragende Bedeutung hatte und daher auch für andere Liebesverhältniſſe den Typus hergab. Sie entſprach unter allen engeren Verbindungen am meiſten dem angeſtammten Sinne für Gleichheit, welcher ſich beeinträchtigt und ſelbſt verletzt fühlte, wenn man das empfangene Gute nicht in vollem Maße zurückgeben konnte. Man wollte dem Freunde ſo wenig im Wohlthun, wie dem Feinde im Schadenthun nachſtehen. Dies hängt wieder mit der Luſt des Wetteifers zuſammen, welche die Spannkraft des Hellenenvolks war, mit dem geſelligen Triebe desſelben und der Freude am Austauſche der Gedanken wie an dem gemeinſamen Beſtehen von Gefahren, wenn es galt, unberechtigte Zumuthungen und Angriffe zurückzuweiſen. Ja, die Freiheitsliebe war die rechte Luft, in welcher die Freundſchaft Gedeihen fand, und ſo ſehen wir, wie alle die Eigenthümlichkeiten, welche den Hellenen vom Barbaren unterſcheiden, dazu angethan waren, der Freundſchaft eine beſondere Geltung zu ſichern.

Sie war ein Grundpfeiler des Volkslebens, ein heiliger Erbbesitz, welcher wie alle volksthümlichen Stiftungen seine heroischen Vorbilder und Stifter hatte. Sie war nicht blos ein Genuß, ein lieblicher Schmuck des Lebens, eines der Glücksgüter, das man dankbar hinnimmt, wenn man einmal ein Sonntagskind ist, sondern ein unentbehrlicher Bestandtheil, das tägliche Brod des sittlichen Lebens, das wesentliche Gegenmittel gegen alle Anwandlungen von Engherzigkeit und Selbstsucht, ein Sporn der Tugend — denn nur durch sie kann man Freunde haben und nur gute Menschen können Freundschaft halten.

So ersetzte die Freundschaft das, was der Religion der Alten an ethischer Kraft abging; sie wurde selbst eine Art Religion, denn göttlicher Führung fühlte man sich hier am meisten bedürftig. Gott schafft die Freunde für einander, und er muß sie zusammenbringen. Die Freundschaft ist das Band der Edelsten im Volke, und die Hellenen liebten es so sehr, sich Geistesverwandte als Freundespaare zu denken, daß sie auch solche Männer als Freunde auffaßten, welche durch Zeit und Raum weit von einander getrennt waren, wie Lykurg und Homer, König Numa und Pythagoras.

Die Freundschaft blieb die ganze Geschichte hindurch der Prüfstein hellenischer Tugend; wer hellenisch gesinnt sein wollte, mußte sich durch sie bewähren. Das fühlte auch der große Macedonier, als er die Mission antrat, die hellenische Tugend über die Gränzen von Hellas

hinaus zu einem Gemeinbeſitze der gebildeten Menſchheit zu machen, und erneuerte ſelbſt in ſeinem Bunde mit Hephäſtion das Vorbild der Freundſchaftsbündniſſe heroiſcher Zeit. „Auch dieſer iſt Alexander“, ſagte er von ihm, als bei einer Begrüßung der Freund mit dem Könige verwechſelt wurde. Er blieb ein guter König und ein edler Hellene, ſo lange er es verſtand, Freund zu ſein. Auch das griechiſche Volk büßte ſeine Ehre ein, als die Freundſchaft aufhörte, eine ſittliche Macht zu ſein. Die Philia wurde zur Polyphilia, zur Vielfreundſchaft, d. h. ſie entartete in ein ehrſüchtiges Streben nach Anhang und Parteimacht.

Wenn die Freundſchaft ſo mit dem tiefſten Grunde des ſittlichen Bewußtſeins verwachſen war, ſo mußte auch die Philoſophie der Griechen, ſo wie ſie die einſeitige Naturbetrachtung aufgab und eine ethiſche wurde, ihr eine beſondere Aufmerkſamkeit zuwenden. Die Ethik ging ja, wie die Phyſik, von gegebenen Thatſachen aus, von den Formen, Kräften und Geſetzen des ſittlichen Lebens, wie es im Volke ſich darſtellte, und da mußte die Idee der Freundſchaft einer der fruchtbarſten Gegenſtände ethiſcher Unterſuchungen werden. Denn wenn dieſe ſich vorzugsweiſe um die Begriffe der Tugend, der Pflicht und der geiſtigen Güter bewegten, ſo trafen hier alle drei Geſichtspunkte zuſammen, und hier konnte am Beſten von allgemein Verſtandenem und Zugegebenem zu wichtigen Folgerungen fortgeſchritten werden.

So erklärt ſich die Thatſache, daß von Sokrates an

die Philosophie sich so eingehend mit der Freundschaft beschäftigt und sie zum besonderen Gegenstande der sorgfältigsten Untersuchungen gemacht hat, ja, daß auch diejenigen Philosophen, welche im Ganzen die geistigen Güter entwertheten, wie die Epikuräer, ängstlich bestrebt waren, die Vereinbarkeit ihrer Ethik mit der Freundschaft zu erweisen.

Die Freundschaftslehre ist das rechte Erkennungszeichen der hellenischen und jeder hellenisirenden Ethik, und auf keinem Gebiete ist das, was das Volksbewußtsein in Spruch und Sitte ausgeprägt hatte, so wie hier als gute Münze in den Gebrauch der Wissenschaft übergegangen. Es kam nur darauf an, das ursprüngliche Gepräge recht kenntlich zu machen, den Schmutz zu entfernen, dem nichts entgeht, was im Leben Umlauf hat, das gemeine Bewußtsein zu erheben und das Volk aus seiner eignen Sitte zu belehren. Und wie merkwürdig ergänzen sich hierin die drei großen Philosophen!

Sokrates faßt die Freundschaft von ihrer praktischen Seite auf und benutzt die Uebereinstimmung Aller über die Unentbehrlichkeit derselben im Haushalte des menschlichen Daseins, um recht handgreiflich nachzuweisen, wie auch der Nothbedarf des Lebens mit dem sittlich Guten unzertrennbar verbunden sei.

Platon geht auf die Keime zurück, aus denen in der Tiefe der Seele Liebe und Freundschaft mit Naturnothwendigkeit entstehen; er knüpft an den im Volke weit verbreiteten Erosdienst an, um die Liebe als die Grund-

kraft des ſittlichen Lebens zu verherrlichen. Sie iſt der treibende Keim des Göttlichen im Menſchenherzen, die Sehnſucht, die ihm inmitten der irdiſchen Dinge keine Ruhe gönnt, und wenn dieſe Sehnſucht nicht unſtät hin und herflattert, von Trugbildern getäuſcht, wenn ſie nicht ausartet in eine krankhafte Sentimentalität, die nur ſich ſelbſt ſucht, wenn ſie durch Beſonnenheit auf ihr rechtes Ziel geleitet und durch Gemeinſchaft mit Gleichgeſtimmten im kräftigen Emporſtreben geſtärkt wird: dann wird ſie die eigentliche Schwungkraft der Menſchenſeele, vermöge welcher ſie ſich aus der Zeitlichkeit und Leiblichkeit in die Gemeinſchaft der Gottheit erhebt.

Während die platoniſche Lehre ganz von der Idee der Liebe durchdrungen iſt und alle ſittliche Vollkommenheit auf Liebe und Freundſchaft zurückgeführt wird, verfährt Ariſtoteles in der Weiſe, daß er die Freundſchaft wieder von ihrer realen Seite, als ein durch die Natur gegebenes, durch die Sitte ausgebildetes, Verhältniß des geſelligen Lebens erörtert. Mit dem prüfenden Auge eines Naturforſchers unterſucht er ſie in allen ihren Erſcheinungsformen, er giebt gewiſſermaßen eine Phyſiologie und Pathologie der Freundſchaft. Es iſt der populärſte Theil ſeiner Philoſophie, und man fühlt der liebenswürdigen Wärme ſeiner Darſtellung an, wie er hier recht auf dem Boden volksthümlicher Anſchauungen ſteht, welche er nur zu ordnen und zu verbinden, tiefer und fruchtbarer zu machen ſucht. Als echter Grieche hält er an der Gleichheit als der nothwendigen Freundſchaftsbe-

dingung fest, und darum müssen, wenn nicht eine höchst seltene Ausgleichung des bestehenden Standesunterschiedes eintritt, die irdischen Machthaber, welche sonst auf der Höhe des Lebensglücks und im Ueberflusse der Güter zu stehen scheinen, doch das Köstlichste aller menschlichen Güter entbehren, dessen sich der Aermste und Niedrigste im vollen Maße erfreuen kann.

Wenn die volksthümliche Idee der Freundschaft von der Philosophie also verwerthet worden ist, so liegt schon darin ausgesprochen, daß jene Idee über den engeren Kreis der sittlichen Lebensrichtungen weit hinausreichte, daß sie in die Wissenschaft eingriff und mit dem Erkenntnißtriebe in Verbindung trat. Die Alten wollten ja von solcher Unterscheidung überhaupt nichts wissen. Wenigstens als zuerst mit voller Energie eine das Menschenleben erfassende Philosophie zum Durchbruche kam, da wollte man um keinen Preis das geistige Leben in zwei Hälften aus einander gehen lassen; da sollte keine Kluft zwischen Erkenntniß und Sittlichkeit, zwischen Denken und Wollen sein. Ohne Wissenschaft keine Tugend, keine Tugend ohne Wissen! Beides kann ja nur Eines zum Gegenstande haben, das Gute, und auf dies Eine hin sollen ungetheilt alle Muskeln der geistigen Kraft gespannt sein. Nur in dieser Vereinigung aller Kräfte des Bewußtseins ist die Vollendung des geistigen Lebens zu suchen. Wen fesselt nicht diese kühne Forderung, wen ergreift nicht die unvergängliche Wahrheit, die in ihr liegt?

Freilich haben auch die Hellenen diesen Standpunkt nicht festzuhalten vermocht. Denn so wie sich das Nachdenken auf solche Gebiete erstreckte, wo die unmittelbare Beziehung auf das sittliche Verhalten wegfiel, da mußten die Sphären des Denkens und des Handelns sich trennen. Aber so weit blieb Platon dem sokratischen Standpunkte vollkommen treu, daß er das Erkennen vom Kerne der Persönlichkeit nicht ablöste; das Licht der Erkenntniß soll den ganzen Menschen erfüllen, und wenn später die Aufgaben der theoretischen und praktischen Thätigkeit auch in größrer Breite auseinander treten, so hat doch selbst Aristoteles den Boden sokratischer Lehre, den eigentlichen Mutterboden hellenischer Lebensweisheit, nicht ganz verlassen. Auch ihm vereinigen sich beide Richtungen in einer Spitze.

Unter diesen Umständen versteht man vom griechischen Standpunkte aus die Bedeutung persönlicher Zuneigung, auch wo es sich um Wissenschaft handelt. Die Wissenschaft ist keine Waare, welche an einen beliebigen Empfänger versendet werden kann, um von diesem ohne Weiteres in seinem Hauswesen verwerthet zu werden. Auch giebt der Lehrende nicht vom Katheder herab, was er gerade von dem Vorrathe seines Wissens abzuheben für gut findet, und überläßt es dem Zufalle, ob das Gegebene das gerade Passende sei und ob es richtig aufgefaßt werde. Nein, der wahre Lehrer giebt sich, seine Person, seine ganze Person, und der rechte Zuhörer wünscht, wie Sokrates dem Agathon sagt, daß die Weis-

heit ihm so zu eigen werde, wie aus dem volleren Becher das Wasser durch einen Wollenfaden in den leereren hinüberfließt, bis in beiden das gleiche Maß vorhanden ist. So ist alles wahre Lehren auf Geben und Nehmen, auf volle Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit des Besitzes, auf persönliches Zusammensein, auf Liebe und Freundschaft gegründet. Was trieb denn jenen wunderlichen Mann in Athen, auf allen Straßen und Plätzen umherzugehen, und die Leute am Mantel zu zupfen und mit Diesem und Jenem ein Gespräch anzuknüpfen? Warum setzte er sich dem Gelächter, der Verspottung und schnöden Zurückweisung aus? Er hoffte doch unter Hundert oder Zweihundert Einen zu finden, welcher ihm seine Seele hingebe, der ihm etwas mitzutheilen oder von ihm zu empfangen habe, der einen Wissenstrieb in sich fühle, welcher richtig gepflegt als Keim eines neuen Lebens sich hervordränge, anfangs ängstigend und verwirrend, dann aber doch der Ursprung eines hohen Menschenglücks. So wurde die Wißbegierde ein Trieb zur Freundschaft und die Freundschaft wiederum der Anfang fruchtbarer, segensreicher Belehrung; ein Anfang, welcher durch keinen anderen ersetzt werden konnte.

Aber nicht nur die Erweckung bedurfte der Freundschaft, sondern auch die Pflege des angeregten Wissenstriebes. Viele der Seelen, die gewonnen waren, wandten sich wieder ab, vom stillen Platze der Selbsterkenntniß, auf welchen sie Sokrates gestellt hatte, durch den Strom des Lebens wieder fortgerissen; Andere aber blieben,

Digitized by Google

Wenige, aber eine treue Schaar, eine Gruppe von Freunden, wie Hausgenossen um einen Herd versammelt, dessen heilige Flamme sie nicht erlöschen lassen wollten.

Noch mehr als bei den Sokratikern, war bei den Pythagoreern die Freundschaft mit der Forschung eng verbunden; was dort freier Anschluß war, galt hier als Satzung. Daher hieß Pythagoras der Gesetzgeber der Freundschaft, und durch eine ordensmäßige Verpflichtung war hier die Gemeinschaft der geistigen Güter auch auf die leiblichen ausgedehnt. Die Sophisten standen isolirt, weil jeder etwas für sich sein und gelten wollte, weil sie Kenntnisse und Fertigkeiten feilboten, welche äußerlich übernommen und angelernt werden konnten. Je tiefer aber eine Philosophie den ganzen Menschen ergriff, um so mehr war die Freundschaft die nothwendige Form der Mittheilung und der Bewahrung.

Die Freundschaft ging mit der griechischen Bildung zusammen in andere Länder hinüber und verband diejenigen unter einander, welche es zu ihrer Aufgabe machten, die auswärtige Bildung in ihrer Heimath einzubürgern, wie die Männer des Scipionischen Kreises, in welchen uns Ciceros Schrift von der Freundschaft versetzt. Griechen und Römer, Imperatoren und Philosophen waren in traulicher Genossenschaft vereinigt, eine neue Geschmacksbildung festzustellen; es mischte sich die Aristokratie der Geburt mit der des Talents. Denn auch darin ist die Freundschaft der Alten ein wesentliches Förderungsmittel der Bildung gewesen, daß sie die schroffen Gegen-

sätze der Gesellschaft ausglich und Menschen der verschiedensten Herkunft und Lebensstellung zu gemeinsamer Thätigkeit vereinigte. So finden wir den afrikanischen Freigelassenen als Lustspieldichter wohl angesehen im Hause des Scipio Aemilianus, so treffen Athener und Thebaner harmlos bei Sokrates zusammen; als Zuhörer Platons befreundet sich Hermias der Bithyner mit Aristoteles, und diese Freundschaft dauerte fort, als Hermias aus einem Sklaven Herrscher von Atarneus und Assos geworden war.

So geht die Freundschaft in enger und einflußreicher Verbindung neben der Wissenschaft her, und mit feinem Sinne hat der Künstler, welcher die „Apotheose Homers" gebildet hat, unter den Gruppen, welche dem Altmeister huldigen, die allegorischen Figuren der Freundestreue und der Weisheit, Pistis und Sophia, als zwei sich umschlungen haltende Gefährtinnen dargestellt.

Endlich muß die Philia, wenn sie ein solcher Grundzug des griechischen Lebens war, der Antrieb zur Erkenntniß wie zur Tugend, auch im Staatsleben sich bezeugt haben, denn alle besten Kräfte waren ja dem öffentlichen Leben zugewendet. Darum mußte die Freundschaft auch die Grundlage der politischen Tugend sein, und je sorgfältiger der Staatsorganismus ausgebildet war, um so mehr waren die im Menschenherzen wurzelnden Kräfte, die Bande persönlicher Zuneigung zwischen Bürgern und Bürgersöhnen wie zwischen Altersgenossen, für das Interesse des Staats verwerthet. Und zwar

waren es, dem hellenischen Sinne gemäß, auch hier nicht die von Natur gegebenen Verhältnisse, welche für das Gemeinwesen benutzt und geregelt wurden, sondern freie Verbindungen, Wahlverbindungen. So wählte sich in Kreta und Sparta der gereifte Mann einen Knaben, welchen er im Geiste der Verfassung, in der Sitte des Landes und in der Waffenkunst aufzog. Er sollte ihm, wie der griechische Ausdruck sagt, den Geist des Gemeinwesens „einhauchen" und der Knabe durch persönliche Hingabe an seinen väterlichen Freund in den Staat hineinwachsen; sie war das gesetzlich verordnete Bildungsmittel der Jugend. Aber auch die Erwachsenen lebten mit einander in genossenschaftlichen Kreisen und lagerten auch im Frieden wie Zeltgenossen bei einander, um stets eingedenk zu sein, daß jeder Einzelne erst der Gemeinde und seinen Gefährten angehöre, und dann seinem Hause. In der Schlacht standen die durch Freundschaftsschwur Verbundenen bei einander und dem Eros galt das Opfer, welches den Kampf eröffnete.

So ruhte des Staates Heil auf der Freundschaft, welche in größeren und kleineren Kreisen seine Mitglieder vereinigte; sie war das Palladium des Staats, und während sonst überall ein strenges Gesetz waltete und die Bewegung des Eigenwillens eng umschränkte, so war hier in wohlverstandenem Staatsinteresse volle Freiheit gelassen, weil man die Kraft der Liebe im Staate nicht entbehren wollte, und diese ihrer Natur nach nur in der Luft der Freiheit gedeihen kann. Hier behielt das Mensch-

liche ſein Recht und ſchützte den Staat vor Erſtarrung in ſeelenloſem Mechanismus.

Aehnliche Ideen, wie die in Kreta und Sparta verwirklichten, waren in den Pythagoreern lebendig, deren Weisheit ja auf denſelben pythiſchen Gott zurückgeführt wurde, welchen auch die doriſchen Staaten als ihren Geſetzgeber verehrten. War hier die Freundſchaft von Anfang an der Eckſtein des Staatsweſens, ſo war es dagegen das Ziel pythagoreiſcher Freundſchaft, eine beſtehende Staatsgeſellſchaft ſittlich zu erneuern, indem die beſten Bürger ſich zuſammenſchloſſen, um in ihrer Mitte das wahre Volksthum zu pflegen, wie die Eſſener im Volke Iſrael, und von ſich aus den politiſchen Geiſt zu verbreiten, der den Staat retten ſollte. Aus den Kolonien wurden die Keime pythagoreiſcher Politik wieder nach dem Mutterlande gebracht und fanden in Theben ein neues Gedeihen. Epaminondas und Pelopidas ſind die Muſterbilder einer Freundſchaft, welche im Stande war, einen kleinen verkommenen Staat groß und berühmt zu machen, und an die heilige Schaar der thebaniſchen Freunde knüpfen ſich die letzten Erinnerungen griechiſcher Freiheitskämpfe.

Das waren einzelne Verwirklichungen des helleniſchen Ideals, aber die Ueberzeugung ging durch alle Staaten und Stämme hindurch, daß der Bürger Freundſchaft die erſte Bedingung des Gemeinwohls ſei. Aller Orten waren es die Uebungsplätze der Jugend, welche zugleich die Stätten der Freundſchaft, der Verfaſſungstreue und Frei-

heitsliebe waren, und deshalb hatten die Tyrannen, wo ſie immer auftraten, nichts Eiligeres zu thun, als die Ringſchulen zu ſchließen oder zu verbrennen. Ferner dienten die öffentlichen Feſte, die gemeinſamen Speiſungen der Bezirksgenoſſen dazu, den Geiſt brüderlicher Genoſſenſchaft unter den Bürgern zu ſtärken. Die Geſetzgeber, ſagt Ariſtoteles, bemühen ſich mehr um die Freundſchaft, als um die Gerechtigkeit; denn wenn die Bürger Freunde ſind, bedarf es nicht der Gerechtigkeit.

Alſo war die Freundſchaft das oberſte Staatsgeſetz; ſie war die höhere ſittliche Ordnung, in welche die äußere Pflichttreue und Geſetzlichkeit ſich verklärte, und es waltete der ſtaatenhütende Zeus als Freundſchaftsgott, als Zeus Philios, ſegnend über den Staaten. Ja es war den Griechen die Freundſchaft ein allgemeines Weltgeſetz, und ſie konnten ſich den Staat im Olymp ſo wenig wie den irdiſchen Staat ohne Freundſchaft denken. Wo ſie nicht iſt, da iſt Dunkel und Chaos; nur durch ſie beſteht im Himmel und auf Erden Maß und heitere Ordnung und Geſetz. In der Freundſchaft bewährt ſich die Tugend des Einzelnen, auf ihr beruht der Beſtand der Geſellſchaft. Darum iſt auch bei Ariſtoteles die Philia der Abſchluß der Ethik und das bindende Glied, durch welches mit der Ethik die Lehre vom Staate zuſammenhängt. Es wird ſchwer ſein für die Wiſſenſchaft der Politik eine beſſere Anknüpfung, eine würdigere Begründung zu finden.

Eine ſolche Bedeutung für Sittlichkeit, Wiſſenſchaft

und öffentliches Leben hat die Freundschaft in späteren Zeiten nicht wieder gehabt. Das Verhältniß der geistigen Güter zu einander mußte ein wesentlich anderes werden seitdem die Ehe, die Familie, die religiöse und staatliche Gemeinschaft sich in neuer Weise gestaltet haben. Die Kräfte, welche die Freundschaft nährten, sind in andere Formen des sittlichen Lebens übergegangen. Ja an sich ist die Freundschaft der Hellenen etwas so Beschaffenes, daß für sie in unserer Sitte gar kein Platz zu sein scheint. Denn zu der antiken Freundschaft gehört als nothwendiger Gegensatz die Feindschaft. Wer keinen Feind hat, sagten die Alten, der hat auch keinen Freund, und hielten den erst für einen rechten Mann, welcher seinem Freunde Freund und seinem Feinde Feind zu sein, der Gutes wie Böses zurückzugeben wisse. Wie verträgt sich das mit der allgemeinen Menschenliebe, welche die Seele christlicher Ethik ist?

Dann ist auch die Stellung der einzelnen Tugenden eine ganz andere geworden. Sie stehen nicht mehr so gesondert, so selbständig, in so plastischen Umrissen vor unserm Bewußtsein; sie verschwimmen in einander und werden mit Forderungen verbunden, welche außerhalb des eigentlichen Gebiets der Sittenlehre liegen. Während die Religion im Alterthume die Ethik freiließ, ist die neuere Ethik von der Glaubenslehre abhängig, und so werden auch die einzelnen Tugenden in ihrer Unabhängigkeit beeinträchtigt. Endlich noch ein großer Unterschied. Den Alten war die Ausbildung der irdischen

Verhältnisse Alles. Sie ahnten ein Jenseits, sie glaubten an eine Vergeltung, aber sie lebten für das Diesseits und wendeten ihre volle Energie der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu. Daher hatten die geselligen Tugenden eine ganz andere Bedeutung, Politik und Ethik eine ganz andere Verbindung. Im Christenthume lag von Anfang an eine transscendentale Richtung. Der Mensch ist ein Pilger, der sich nicht zu tief einlassen darf mit einer Welt, die ihm fremd ist und sein soll; er lebt hier, um sich in eine unsichtbare Reichsordnung einzubürgern, und gegen die Pflichten und Rechte dieses Bürgerthums erblaßt die Bedeutung der irdischen Ordnungen, also auch der Pflichten, die man für sie hat, und der Tugenden, welche sie fordern, also auch der Freundschaft.

So wie daher in der christlichen Welt Richtungen eintreten, welche sich dem Standpunkte griechischer Humanität mit Vorliebe zuwenden, wird auch sofort die Freundschaft wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Man denke an den Freundschaftscultus zur Zeit Petrarkas; es war die Romantik des Humanismus, welche sich als eine geistreiche Umgangsform erhielt, aber keine ethische Bedeutung gewann. Es waren aufgewärmte Empfindungen, denen die innere Wahrheit fehlte; man studirte sich die alten Tugenden ein und liebte sich nach Ciceros Lälius.

Die antike Freundschaft hat sich nie als Treibhauspflanze ziehen lassen. Sie war zu sehr mit dem ganzen

Leben der Alten verwachsen, namentlich mit dem öffentlichen Leben. Dies war die stärkende Luft, welche die Freundschaft gesund erhielt und männlich. Daher ist ihr nichts unähnlicher, als jene weichliche Gefühlsschwelgerei moderner Dichterkreise, welche gerade dem öffentlichen Leben am fernsten standen.

Viel ernster und bedeutender für die Geschichte der antiken Freundschaftsidee war die Richtung, welche im englischen Deismus ihren Ausdruck fand. Hier führte die Bewunderung des Alterthums und seiner großen Charaktere zu einer prüfenden Vergleichung der christlichen Lehre und der alten Ethik; aus dem Vergleiche wurde ein offener Angriff auf das Christenthum, und namentlich wurde demselben die Vernachlässigung der Freundschaft zum Vorwurfe gemacht. Sie werde als ein Uebriges behandelt und ein Unwesentliches; sie werde vielleicht gar für schädlich geachtet, indem sie den Einzelnen in seinem Heilseifer aufhalte und zerstreue. Wenn aber Jeder nur für sein Seelenheil ängstlich besorgt sei, so sei das nichts als ein verfeinerter Egoismus, ein lohnsüchtiges Streben. Shaftsbury vermißt die Selbständigkeit der einzelnen Tugenden, die sich einst wie Aeste eines starken Baums in der Luft der Freiheit und Gemeinsamkeit gestaltet hätten. Er will die Tugenden wieder frei machen von der Lehre; er zürnt dem Christenthume, das uns für großmüthige Freundschaft keinen Antrieb gebe und keine Muster aufstelle.

Schroffer ist der Gegensatz zwischen der alten und

neuen Welt im Gebiete des Sittlichen nicht ausgesprochen worden. Ist er aber begründet? Sollte die christliche Welt in der That verkürzt und verarmt sein, gerade an den höchsten Lebensgütern, die in dem Boden der Liebe wurzeln? Ist doch das Christenthum selbst begründet worden in einem Jüngerkreise, welcher mit seinem Haupte zusammen das verklärte Bild der Freundschaft ist und gleichsam die Erfüllung alles dessen, was jemals durch Freundesbündnisse erstrebt worden ist, um Staat und Gesellschaft zu erneuern! Und fällt denn wirklich die Freundesliebe mit dem Feindeshasse? Haben nicht schon die Alten die höhere Wahrheit erkannt und Platon es offen ausgesprochen, daß es mit der Tugend unverträglich sei, Anderen Böses zu wünschen? Die Religion der Liebe kann unmöglich die Freundschaft aufheben, sie giebt jedem menschlichen Bunde erst die rechte Weihe; sie giebt uns auch erst die rechten Waffen, um Alles zu beseitigen, was die Freundschaft trübt und verletzt.

Merkwürdig ist, daß es ein Philologe war und zwar kein Geringerer als Richard Bentley, welcher das Evangelium gegen die Angriffe der Deisten vertheidigte und selbst Geistliche darauf hinweisen mußte, daß der griechische Freundschaftsbegriff im neuen Testamente erweitert und verklärt werde; aus der Philia werde die „Philadelphia", die Bruderliebe, und die „Agape" — das war das neue Wort für die christliche Liebe, welche nun an Stelle der Philia die Welt erfüllen und beseelen sollte. Die Tugenden der Alten, und namentlich die Freund-

schaft, waren die Lichtstreifen, welche der aufgehenden Sonne vorleuchteten. Die einzelnen Strahlen verschwinden, wenn die volle Sonne hinter den Bergen hervorgetreten ist. Aber sind sie darum weniger vorhanden, weil sie in der Lichtfülle verschwinden? Sie sind da, nach wie vor, nur kräftiger, feuriger, belebender! Denn wenn dem ganzen menschlichen Streben höhere Ziele gesetzt sind, so müssen ja in demselben Maße auch alle geistigen Vereinigungen inhaltreicher und bedeutungsvoller sein. Der Mensch kann und soll dem Menschen mehr sein, als es je im Alterthume der Fall war.

Darum sind auch innerhalb der großen Verbrüderung die engeren Verbindungen gewiß nicht in ihrem Rechte beeinträchtigt. Als Freundespaare zogen die Boten aus, welche das Evangelium der Liebe in die Welt trugen, und als dasselbe zum zweiten Male an das Licht trat, waren es wiederum Freunde und Freundeskreise, welche nur in ihrem Zusammensein den Muth und die Kraft fanden, eine neue Epoche des christlichen Bewußtseins zu begründen. Solche Zeiten des Uebergangs, welche Heldenmuth verlangen, bedürfen auch im besonderen Maße der Freundschaft, der heroischen Freundschaft, wie sie Schleiermacher genannt hat.

Aber keine Zeit kann sie entbehren, denn jede trägt eine Zukunft in sich, deren Gewinn nicht ohne Kampf erworben werden kann. Kein menschlicher Kreis kann ohne sie bestehen, am wenigsten der Kreis deutscher Universitätsgenossen!

Ja gewiß sind unsere Universitäten vorzugsweise berufen, die Stätten der Freundschaft in ihrer von Zeit und Volksthum unabhängigen und ewigen Gültigkeit zu sein. Hier weht die Luft der Freiheit, der Gemeinsamkeit, des Wetteifers, in welcher die hellenische Freundschaft ihr Gedeihen fand. Sollen die Alten uns beschämen in der Werthschätzung der höchsten Menschengüter? Das sei ferne! Hier entscheidet sich ja der Jünglinge ganzes Leben nach der Art, wie sie Freunde suchen und finden, und der Segen, welcher auf der Arbeit der Männer liegt, hängt davon ab, wie sie Freundschaft halten können. Denn nur durch sie sind wir das Ganze, das wir sein sollen; nur durch sie ist es möglich, daß die Forschungen der Einzelnen sich gegenseitig fördern und beleben, daß unser Geist die volle Wahrheit ergreife und die Wissenschaft aus der Fachgelehrsamkeit zur rechten Weisheit sich erhebe. Darum soll die Freundschaft bei uns und an uns in ihrer dreifachen Wirksamkeit sich vollkräftig bezeugen, in ihrer sittlich erziehenden, ihrer die Erkenntniß fördernden und endlich in ihrer das Heil des Vaterlandes begründenden Macht.

Ja hierin ist ohne Frage ihre Bedeutung am größten und hier kann ihr Segen am wenigsten entbehrt werden. Denn Staaten wie Völker bestehen durch das Band der Freundschaft. Sie ist die Lebenskraft, welche die verschiedenartigen Elemente zum Dienste des Organismus bindet; ihr Erlöschen ist der Tod desselben.

Wo aber soll diese staat- und volkerhaltende Liebe

Digitized by Google

gepflegt werden, wenn nicht vor Allem bei uns? Wenn der Parteihader unabläſſig geſchäftig iſt, aufzulöſen und zu trennen was zuſammengehört, wenn jedes Mittel benutzt wird um die Andersdenkenden zu verketzern, wenn ſelbſt der Name Gottes gemißbraucht wird, um gleichſam zu ſeiner Ehre den giftigen Samen von Haß und Mißtrauen auszuſtreuen: ſo ſollen wir an unſerm Theile nicht müde werden, zu ſammeln und zu bauen und zu ſtärken den Geiſt der Eintracht und des Vertrauens. Die großen Entſcheidungen der Volksgeſchichte liegen nicht in vorübergehenden Parteiſiegen noch in einzelnen Ereigniſſen, welche die Tagesblätter füllen, ſondern in dem ſittlichen Verhalten des Volks, in der Stärkung ſeines Rechtsgefühls, in der Pflege ſeiner geiſtigen Güter, in der wachſenden Gewißheit, daß über allen Gegenſätzen, die ſich noch bekämpfen, wie ein feſter Stern das Bewußtſein einer unverbrüchlichen Gemeinſchaft ſteht.

Die Georgia Auguſta wird das Ihre thun, auf daß der Segen der Freundſchaft der Anſtalt ſelbſt, Allen, welche ihr angehören, und dem ganzen Vaterlande zu Gute komme.

9.

Die Kunſt der Hellenen.

Je mehr ſich die Bildung unſerer Zeit in mannigfaltige Richtungen und Fächer zerſplittert, um ſo dankbarer ehren wir der hervorragenden Männer Genius, welche die trennenden Schranken ſiegreich überwinden und das geſammte Geiſtesleben ihres Volks mit heilſamer Wirkung durchdringen. Zu ihnen gehört der Mann, deſſen Andenken wir heute in ernſter Erhebung feiern. Denn Schinkel verdient nicht bloß unter unſeren größten Baumeiſtern genannt zu werden und ſeine Bedeutung beſchränkt ſich nicht auf den Ruhm, welchen ausgezeichnete und mannigfache Kunſtſchöpfungen ihrem Urheber ſichern; er hat in dem vaterländiſchen Kunſtleben eine Richtung von allgemeiner Wichtigkeit ſo energiſch angebahnt und ſo geiſtvoll vertreten, daß Alle, denen die höheren Intereſſen unſerer Bildung am Herzen liegen, ſeinem Genius huldigen müſſen.

Die Ueberzeugung davon allein kann es geweſen ſein, welche die Ordner dieſer Feier veranlaßt hat, diesmal

den Festredner außerhalb des Kreises ihrer Kunstgenossen zu suchen, und die volle Berechtigung jener Ueberzeugung anerkennend, habe ich die Scheu, vor Künstlern über Kunst zu reden, überwunden, damit ich, so viel an mir liegt, ein entschiedenes und freudiges Zeugniß ablegte, wie sehr Schinkels Größe auch außerhalb des Kreises der Kunstgenossen lebendige Anerkennung finde. Und wie sollten zu solcher Anerkennung nicht diejenigen vor allen Anderen berufen sein, welche es zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, die Schätze des Alterthums als treue Hüter zu verwalten! Denn wenn sie aus dem Strome der Völkergeschichte das ewig Gültige zu retten, das Entstellte und Verschüttete zu säubern, das Erstorbene neu zu beleben suchen, so haben ja auch sie in diesem Streben Schinkel zu ihrem Vorbilde.

Wohl lehnt sich auch hier der Widerspruch auf, welcher in der menschlichen Natur so leicht sich gegen jede begeisterte Anerkennung regt und das für Kraft haltend, was im Grunde nur Schwäche ist, fragt die Welt, der das heute Neue mehr gilt, als das ewig Wahre: Warum so viel Preis einem Manne, der nichts Größeres thun konnte, als auf eine vor Jahrtausenden dagewesene Kunstzeit hinweisen, wie ein rückwärts gewandter Prophet! Solcher Einrede gegenüber ist es der Alterthumswissenschaft eigenstes Interesse, Schinkels Ruhm zu vertreten; denn auch ihr wird der Kranz vom Haupte gerissen, wenn das Alte, weil es vergangen, auch abgethan sein, wenn es wie eine verblichene Schattenwelt hinter uns

liegen ſoll, der Gegenſtand einer unfruchtbaren Sehnſucht oder einer rein hiſtoriſchen Wißbegier, ohne Beziehung auf unſer heutiges Leben und Denken. Unſere Wiſſenſchaft ſoll vielmehr der Opfergrube des Odyſſeus gleichen, an welcher die Schatten der Unterwelt Geſtalt und Sprache gewinnen, um wie Lebende mit uns zu reden und wenn es wahr iſt, was Niebuhr ſagt, daß der, welcher Verſchwundenes in das Leben zurückruft, die Seligkeit des Schaffens genießt, ſo wird auch der Forſcher, je glücklicher er auf ſeiner Bahn fortſchreitet, einem ſchaffenden Künſtler immer ähnlicher. Ihn führt der Inhalt zur Form, das Erkennen zum Bilde, die Forſchung zum Anſchauen. Vom entgegengeſetzten Standpunkte kommt ihm der Künſtler entgegen. Dieſen führt das Bilden zum Erkennen — denn, von tieferem Streben geleitet, wird er bald inne, wie alles Nachzeichnen und Nachformen antiker Muſter eine Sklavenarbeit iſt, ein Zahlen- und Buchſtabendienſt, wenn die Geſetze, aus denen jene Muſter entſtanden ſind, ihm unverſtanden bleiben. Ihn führt die Anſchauung zur Forſchung — denn wie ein quälendes Räthſel ſteht ihm jede Bildform des Alterthums gegenüber, ſei es ein Tempel, ein Götterbild oder ein Dreifuß, wenn er nicht in das geiſtige Leben des Volks eindringt, aus welchem dieſe Geſtalten hervorgewachſen ſind. So reichen ſich bildende Kunſt und wiſſenſchaftliche Forſchung die Hand und wenn ſie es thun in voller Erkenntniß des gemeinſamen Ziels und der gegenſeitigen Unentbehrlichkeit, ſo iſt das eine Weihe von Schinkels

Andenken und jede Frucht, die aus jener Verbindung entſpringt, ein Ehrenmal Schinkels.

Aber nicht nur das Verhältniß der Gegenwart zum Alterthume iſt in unſerer raſtlos vorwärts jagenden Zeit ein vielfach angefochtenes; den Begriff der helleniſchen Cultur ſelbſt ſehen wir bei der Erweiterung der Alterthumsſtudien in Frage geſtellt.

Die alte Welt gleicht einem durch breite Meeresflächen von uns getrennten Lande, deſſen Küſtenſtriche und Inſelgruppen bei fortſchreitender Entdeckung zu einem immer größeren und zuſammenhängenderen Welttheile anwachſen. Ungenannte Völker, unbekannte Stätten alter Geſchichte treten nach einander in unſern Geſichtskreis; unſere Vorſtellung vom Alterthume iſt in ſteter Ausdehnung begriffen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß man früher das Einzelne kennt als den Zuſammenhang des Ganzen und wie bei ſinkendem Nachtnebel erſt die Höhen frei werden und inſelartig neben einander emporragen, während die Thalſenkungen lange im Dunkel bleiben, ſo ſind es auch die verſchiedenen Culminationen der antiken Cultur, welche völlig iſolirt neben einander dazuſtehen ſchienen — die aſiatiſche, die ägyptiſche, die griechiſch-römiſche. Die zwiſchen liegenden Lücken füllte man mit ſolchen Vorſtellungen aus, wie ſie gerade der wiſſenſchaftlichen Stimmung entſprachen. So lange die alte Geſchichte ganz unter dem Einfluſſe der Theologie ſtand, war man bemüht Alles, Worte wie Sachen, unmittelbar aus dem Oriente herzuleiten. Später als

das Helleniſche in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit aufgefaßt wurde, ſuchte man wieder mit einer gewiſſen Eiferſucht alles Fremde von den Hellenen fern zu halten, als wenn bei Nachweiſung eines auswärtigen Einfluſſes ihre Ehre auf dem Spiele ſtände.

Jetzt ſind die älteren Culturen des Morgenlandes in ungleich beſtimmteren Formen vor unſere Augen gerückt. Dem ägyptiſchen Volke kann man an ſeinen unverwüſtlichen Denkmälern eine Geſchichte von mehr als vier Jahrtauſenden nachrechnen, ſo daß, was etwa dem trojaniſchen Kriege gleichzeitig iſt, vom ägyptiſchen Standpunkte aus, als etwas ſchon halb Modernes, geringerer Aufmerkſamkeit würdig erſcheint. Die aſſyriſche Welt mit ihrer Rieſenſtadt, mit ihren Königspaläſten und Bilderſälen, welche ebenſo viel Muſeen der alten Geſchichte ſind, ſteht wie durch ein Wunder enthüllt vor uns. Der Geſichtskreis iſt ein anderer geworden; ein breiter, tiefer Hintergrund hat ſich jenſeits der helleniſchen Cultur entfaltet, von welchem ſie nicht abgelöſt werden kann. Zahlreiche Niederlaſſungen, namentlich ſemitiſcher Stämme, laſſen ſich immer deutlicher an den griechiſchen Küſten nachweiſen; die wichtigſten Erfindungen des geſelligen Lebens wie die Beſtimmungen von Maß und Gewicht bilden eine Kette ununterbrochenen Zuſammenhanges vom Euphratthale bis Italien; religiöſe Vorſtellungen und Gebräuche von unverkennbarer Verwandtſchaft ziehen ein geheimnißvolles Band durch die Mythologien der alten Völker, und aus der Beobachtung dieſer

merkwürdigen Thatsachen bildet sich jetzt eine allgemeine Culturgeschichte des Alterthums, von welcher man noch vor Kurzem keine Ahnung hatte. Dadurch ist die Stellung der Hellenen den älteren Völkern des Morgenlandes gegenüber eine Hauptfrage historischer Forschung geworden, und wie auch in der Wissenschaft jede energisch verfolgte Richtung ihren Rückschlag nach sich zu ziehen pflegt, so ist der Otfried Müller'schen Ansicht eine andere auf dem Fuße gefolgt, welche in Religion und Sitte, in Philosophie und Kunst den Griechen nichts Eigenes mehr lassen will, und während man sonst keine größeren Gegensätze kannte als Hellenenthum und Philisterthum — so hat man jetzt die Lehre aufgestellt, daß der semitische Stamm der Philistäer die griechische Halbinsel bevölkert und ihre Geschichte begründet habe.

Unbefangene Forschung führt uns indessen zu anderen Ergebnissen. Wir sehen das griechische Land von einem uns verwandten Zweige der arischen Völkerfamilie, den Pelasgern, bewohnt, die seit uranfänglicher Völkerwanderung dort angesiedelt waren. Während in Aegypten und Asien mächtige Reiche, mit allen Erfindungen des Kriegs und Friedens ausgestattet, blühten, lebten sie im Dunkel autochthonischer Zustände und opferten, zu den ragenden Gipfeln ihrer Waldgebirge emporsteigend, auf einfachen Erd- und Aschenaltären dem höchsten der Götter. An ihren Küsten landeten, um Purpurmuscheln, Kupfer, Bauholz und Sklaven zu gewinnen, die fremden Seefahrer und neugierig eilten die Kinder des Landes hinab,

um die am Strande ausgestellten Wunderdinge orientalischer Industrie, phönizisches Glas und Thongeschirr, assyrische Teppiche und vielerlei bunten Schmuck einzutauschen. Damals waren sie die Barbaren, und da sie Alles zu lernen hatten, was seit Jahrtausenden schon in den gesegneten Niederungen des Nil und Euphrat sich die Menschheit erworben hatte, so nahmen sie begierig das Dargebotene an. Von den auf Küsteninseln und Vorgebirgen angesiedelten Phöniziern lernten sie Alles, was dem Menschen die Herrschaft über die Natur verleiht; sie lernten messen und rechnen, sie lernten Stein, Holz und Metall bearbeiten, sie lernten des Gebirgs Schätze an das Licht fördern, Dämme ziehen und Sümpfe trocknen, sie lernten Schiffe bauen und begannen ängstlich die von sidonischen Schiffern eröffneten Seebahnen nachzufahren.

Bei diesen Zuständen sollte es nicht bleiben. Es lösten sich aus den Völkermassen der nördlichen Landschaften einzelne, durch edle Begabung und Unternehmungsgeist hervorragende Kriegerstämme und drangen gegen Süden vor, die pelasgischen Völker zu unterwerfen. Mit dieser Unterwerfung beginnt die Geschichte Griechenlands. Nachdem seine Bewohner von den Fremden so viel erlernt hatten, als zur Begründung eigener Cultur nöthig war, beginnt der abstoßende Gegensatz gegen alles Ausländische. Europa scheidet sich von Asien; in stürmischen Jahrhunderten geht die alte, mit dem Morgenlande verwachsene Ordnung der Dinge zu Grunde und

wie die Jonier, Achäer, Dorier ihre Staaten gründen, so erhebt sich auf dem Boden pelasgischer Völkerschaften die hellenische Welt.

Daß diese Welt im Vergleiche mit allen früher Dagewesenen etwas durchaus Neues sei, das zeigt sich schon aus den örtlichen Bedingungen, welche jetzt, bei dem Eindringen der geschichtbildenden Stämme ihre volle Bedeutung erhalten. Das von Meer und Gebirge durchschnittene Land war nicht bestimmt, die Geschichte des Orients fortzusetzen. Während im Oriente gleiche Culturen über Massen von Völkerstämmen ausgebreitet sind und der Glanz seiner Reiche auf Vernichtung jeder Sonderberechtigung, auf gleichförmiger Vereinigung unabsehlicher Ländergebiete beruht — so entfaltet sich hier die größte Mannigfaltigkeit auf engstem Raume. Die Möglichkeit der Abgränzung und Abwehr in scharf gegliederten Bergkantonen weckt den Trieb nach selbständigen Gauverfassungen; die Arbeitsnöthigung, die der kargere Boden seinem Bewohner auflegt, verhütet orientalische Erschlaffung und anstatt daß namenlose Menschenmassen durch Despotenlaunen getrieben werden, erhebt sich hier der Mensch zu der geistigen Freiheit, für die er geschaffen ist.

So ist das Volk der Griechen mit dem gesammten Alterthume verbunden, so löst es sich wiederum von dem Mutterschoße orientalischer Geschichte ab, um den größten Fortschritt zu bezeichnen, welchen aus inwohnender Kraft die Menschheit der alten Welt gemacht hat. Der Ge-

danke einer harmoniſchen Ausbildung der geiſtigen und leiblichen Natur iſt zuerſt von den Griechen gedacht und mit raſtloſer Energie verwirklicht worden; ſie haben gezeigt, daß der Menſch berufen ſei, ſeinen Werken eine von Maſſe und Ausdehnung unabhängige Bedeutung zu verleihen, eine innere Größe, die auf der Selbſtbeſchränkung beruht; ſie haben dem Maße über das Maßloſe, dem Geiſte über die Materie den Sieg verſchafft. Das iſt die originellſte That, die ein Volk gethan hat und je mehr wir jenſeits der helleniſchen Welt die rückwärts liegende Vergangenheit überblicken, deſto freier löſt ſich von ihr in ſeinem geſchichtlichen Berufe das Volk der Hellenen.

Wir haben alſo volles Recht von einem helleniſchen Staate zu reden, in welchem zuerſt die Menſchen, von kaſtenmäßiger Beſchränkung frei, ſich gegenſeitig als Glieder einer ſittlichen Lebensordnung anerkannt haben; von einer helleniſchen Wiſſenſchaft, in welcher der Gedanke zuerſt in ſelbſtbewußter Kraft die Dinge der Außenwelt wie die Geſetze der eigenen Natur ergründet hat, vor Allem aber von einer helleniſchen Kunſt, der eigenthümlichſten Schöpfung dieſes Volks.

Keinem der Völker, welche die Geſchichte nennt, fehlt der Keim kunſtbildender Thätigkeit, der auf einer gewiſſen Stufe nationaler Entwickelung wie eine ſproſſende Naturkraft mit innerer Nothwendigkeit hervortritt. Namentlich war den Völkern des Alterthums der unbewußte Trieb eingepflanzt, ſich in dauerhaften Denkmälern zu bezeu-

gen, deren Wiederentdeckung einſt in ſpäten Jahrhunderten die Menſchheit über ihre Vergangenheit belehren ſollte. Wer die Schauplätze der alten Geſchichte durchwandert, ſollte glauben, ihre Völker hätten nichts gethan, als gebaut und gebildet. In ſeiner vollen Entfaltung erſcheint dennoch dieſer Trieb erſt bei den Griechen; als Hellene hat der Menſch ſeine ſchöpferiſche Thatkraft zuerſt nach allen Richtungen hin und durch alle Organe hindurch vollſtändig erprobt.

Das natürlichſte Organ der Kunſt iſt das Wort, der bildſamſte Stoff für den Ausdruck des Innern, und weil die Kunſt ihrem Weſen nach den Gegenſatz des Gebundenen und Ungebundenen verlangt, ſo iſt das durch Maß und Rhythmus gefeſſelte Wort das Organ der Kunſt, welcher die Griechen den allgemeinen Namen ſchöpferiſcher Thätigkeit — Poeſie — als Ehrennamen verliehen haben. Wie vollſtändig ſich dieſe Kunſt bei ihnen entfaltet habe — einem Baume gleich, welchem des Jahres Ungunſt keine Blüthe und keinen Fruchtkeim verkümmert hat — das lehrt die Geſchichte der helleniſchen Dichtkunſt, eine Wiſſenſchaft, welche zugleich eine praktiſche Kunſtlehre, eine Poetik für alle Zeiten genannt werden kann. Bei der Poeſie und der ihr verwandten Muſik hat der Trieb nationaler Kunſt unter den meiſten Völkern ſeine Befriedigung gefunden, aber nicht bei den Hellenen. Es quälte ſie die todte Maſſe des Unorganiſchen, welche ſie umſtarrte; es drängte ſie, auch das dem Menſchengeiſte Fernſte und Fremdeſte, Stein und

Erz aus den dunkeln Tiefen der Bergspalten hervorzuziehen und dem trägen Stoffe ein höheres Sein zu verleihen, indem er sich unter ihrer Hand in bedeutungsvolle, zweckerfüllte, lebenathmende Formen fügen mußte — das ist das Reich der bauenden und bildenden Künste, deren verschiedene, durch Stoff und Zweck bedingte Gattungen sich in Hellas zuerst ebenbürtig neben einander entwickelt haben. Diese Künste, welche noch mehr als die Poesie Gemeingut des ganzen Volks genannt werden konnten, standen nicht in bunter Mannigfaltigkeit lose neben einander; wir sehen sie nicht auf ihre Einzelgattung eifersüchtig, sich eigensinnig gegen einander absperren, eine jede im besonderen Virtuosenthume sich groß dünkend — vielmehr harmonisch unter einander verbunden, zu einem großartigen und neidlosen Zusammenwirken, welches im Dienste der Gottheit seinen Mittelpunkt und seine Weihe fand.

So wenig wir den großen Culturzusammenhang zwischen Griechenland und dem Oriente läugnen, so entschieden müssen wir doch die Kunst in diesem Sinne, in dieser reichen Verzweigung und dieser innern Einheit des Lebensprincips eine national-griechische nennen, die von allem früher und später Dagewesenen wesentlich verschieden ist. Aehnliche Formen der Plastik wie der Architektur mögen sich vereinzelt in älteren Kunstperioden nachweisen lassen — damit verhält es sich wie in der Natur, welche auf unteren Entwickelungsstufen gewisse Formen vorbildlich auftreten läßt, um sie erst auf höheren Stufen zur

vollen Bedeutung gelangen, zur vollen Wahrheit werden zu lassen.

Bei den meisten Völkern wird in günstigen Zeitläuften die Kunst wie ein Gegenstand des höheren Lebensgenusses eingeführt und bleibt von Modelaunen, persönlichen Einflüssen und Zufälligkeiten abhängig, welche ihre Richtung, ihr Bestehen und Vergehen bestimmen, ohne daß dadurch die Natur des Volks wesentlich verändert werde. Der Hellenen ganze Nationalität war aber auf die Kunst angelegt; das Schöne, als die in die Sinnlichkeit tretende Offenbarung des Guten, war ihnen ein Lebensbedürfniß, das sie nicht ruhen ließ, an sich und um sich die Idee der Schönheit darzustellen; darum war die Kunst ein so wesentlicher Theil ihres Lebens und Strebens, dessen Verständniß ohne sie unmöglich ist. Sie ist das verklärte Abbild, das bessere Selbst des Volks. Denn im geselligen und öffentlichen Leben da zeigen sich die Griechen — wer wollte das aus blinder Schwärmerei läugnen? — so unzuverlässig, eitel, leichtfertig und neuerungssüchtig; in ihrem Kunstleben dagegen wie ernst und beharrlich, wie klar und vernünftig, treu sich selbst und dem überlieferten Gesetze! Daher der erziehende Einfluß der Kunst, daher ihre Kraft, den Menschen in seinen Neigungen zu läutern und aus den niederen Sphären der Sinnlichkeit emporzuheben. Das Unsittliche sollte für die Kunst nicht da sein und ihre Schönheit keine höhere Bedeutung haben, als die Seelen zum Guten und Göttlichen hinzuziehen. Darum ver-

Digitized by Google

schmähte sie täuschenden Sinnenreiz; sie war enthaltsam und keusch, wie die Natur bestrebt mit den geringsten Mitteln den Zweck zu verwirklichen, vom inwohnenden Gesetze ganz erfüllt und darum durch und durch wahr und ächt.

Das sind die Kennzeichen, welche unter allen Völkern der Erde allein die Hellenen ihrer Kunst aufgeprägt haben.

Wie in Beziehung auf das räumliche Beisammensein der Völker sich zwei entgegenstehende Ansichten gebildet haben, deren eine jedes Volk in möglichst abgeschlossener Selbstgenügsamkeit isoliren will, während die andere freiesten Verkehr und freiesten Austausch verlangt, damit jedes Land seine besonderen Kräfte auf das Ungezwungenste entfalte — so giebt es auch in Beziehung auf die durch Zeiträume geschiedenen Völker der Geschichte einen ähnlichen Gegensatz der Meinungen. Die Einen wollen jedes Zeitalter unabhängig von dem anderen; ein jedes soll sein Recht, seine Philosophie, seine Kunst und Wissenschaft frei aus sich hervorbringen; die Anderen aber erkennen unter den Völkern der verschiedenen Zeiten eine große Gemeinschaft, innerhalb welcher sie kein abgelöstes Einzelleben anerkennen können; sie sehen namentlich die großen Culturvölker alter und neuer Zeit zu gemeinsamer Handreichung, zu wechselseitiger Ergänzung in einem heiligen Bunde vereinigt. Diese Ansicht ist die historische und wer Schinkels Andenken feiert, kann nicht anders als zu ihr sich bekennen.

Wenn wir an eine Vorsehung glauben, welche nicht erst mit unserer Zeitrechnung begonnen hat, die allgemeine Weltgeschichte und Weltbildung nach einem großen Plane zu ordnen, so erkennen wir deutlich, wie von den hervorragenden Völkern des Alterthums jedes seine unvergängliche Mission hat. Denn was ein Volk in hoher Vollendung hervorbringt, das geht über dasselbe hinaus und wird welthistorisch. So haben die Römer den Beruf gehabt, den Begriff des Staats in einer Weise zu verwirklichen, wie er in der Geschichte der Menschheit nicht dagewesen war. Der griechische Staat blieb immer seinem Wesen nach eine Stammverbindung; er theilte daher das natürliche Leben der Stämme, er blühte und welkte mit ihnen. Die Römer aber, von Anfang an aus verschiedenen Stämmen zusammengewachsen, die sich auf den Tiberhügeln vereinigten, gründeten ihren Staat auf eine höhere, das von Natur Verschiedenartige verbindende Einheit und dadurch wurde er befähigt, mit beispielloser Lebenskraft sich Schritt für Schritt bis an die Gränzen der Welt auszudehnen. Ihr Reich ist wiederum jüngeren Erben der Weltgeschichte anheimgefallen, aber die Norm, nach welcher sie ihr Zusammenleben geregelt haben, ist bei allen gebildeten Völkern der Erde die Grundlage des Rechtszustandes geworden.

Was die Römer für das Recht, das sind die Hellenen für Wissenschaft und Kunst gewesen — oder sollen wir glauben, daß so hoch Vollendetes nur für das Ländchen Hellas bestimmt war und für die kurze Spanne Zeit,

die wir die griechische Geschichte nennen? Wie einseitig und vergänglich waren die äußeren Formen dieser Geschichte — entweder spartanische Starrheit, welche das bewegte Leben in eiserne Fesseln schlagen wollte, oder eine fesselloſe Volksbewegung, wie in Athen, wo sich wie im zehrenden Fieber die menschlichen Kräfte aufrieben! Diese Gegensätze, im engen Lande schroff gegen einander ausgebildet, zerrissen so früh das Band der Einigkeit und zerstörten so schnell die griechische Unabhängigkeit, daß selbst die glänzendste Zeit der Nationalmacht, die der Perserkriege, nur wie eine Pause der Bürgerfehden erscheint, welche der griechischen Freiheit das Grab gruben. Die hellenischen Staaten sind zu Grunde gegangen im Mutterlande wie in den Colonien, entweder von rohen Siegern zertrümmert, oder in allmählichem Siechthume absterbend; nachdem der Genius des Lebens von ihnen gewichen, waren alle Anstrengungen ihrer nachgeborenen Helden, eines Demosthenes und Philopoimen, nicht im Stande, die Geschichte des Volks wiederherzustellen — ihre Kunst aber verließ das sieche Vaterland und dem Siegerschritte Alexanders folgend, durchdrang sie den Orient, der nun, aus seiner Lethargie aufgerüttelt, zum ersten Male von den westlichen Ländern Sprache, Sitte und Religion, Wissenschaft und Kunst empfing. Mit Staunen sahen wir in den letzten Jahrzehnten griechische Städte in den entlegensten Bergwinkeln Vorderasiens auftauchen mit Marmortempeln und Markthallen, mit Gymnasien, Theatern und Stadien

und was im Mutterlande die Kunst an Großartigkeit nicht zu verwirklichen vermocht hatte, das gelingt ihr in Pergamus und Antiochien. So war das Ende der griechischen Geschichte für die griechische Kunst der Anfang ihres Weltganges, der sie von Syrien nach Rom führte, auf daß sie mit ihrem Schmucke die Hauptstadt Italiens als Weltbeherrscherin kröne.

Mit Rom sank die hellenische Kunstwelt in Schutt und Vergessenheit; nun schien es, als wenn in der That die Mission der alten Welt eine erfüllte und abgeschlossene wäre. Völker roher Kraft, welche von der Geschichte der klassischen Länder, die sie unterjochten, nichts wissen wollten, erfüllten die von anderen Gedanken bewegte Welt und an den Resten der Vergangenheit, welche als einsame Zeugen derselben über dem Boden stehen geblieben waren, gingen die Menschen gedankenlos und mit stumpfen Sinnen vorüber. Wer wollte die Größe jener Jahrhunderte verkennen, die ihre tiefe Sehnsucht nach dem Göttlichen nicht nur in Heerzügen und Schlachten, sondern auch in tiefster Forschung und in unvergänglichen Denkmälern bezeugt haben! Aber zu einer harmonischen Ausbildung der geistigen Kräfte gelangten die Menschen nicht und als die Völker sich in ruhelosem Drängen erschöpft hatten — da öffnete sich die Schuttdecke, welche die alte Welt von der neuen trennte. Die Schriften der Alten wurden wieder gelesen, ihre Bildwerke hervorgezogen, ihre Sprachen neu belebt und wie Sophokles von den attischen Oelbäumen singt, daß sie, durch Zeus beschützt, von kei-

ner Gewalt ausgerottet werden könnten — so trieb der verstümmelte und verschüttete Stamm hellenischer Kunst, so wie er von Neuem mit Licht und Sonnenwärme in Berührung kam, in unversiegter Lebenskraft Blätter und Blüthen.

Man hat die Entdeckung der neuen Welt mit allem Aufwande gelehrter Forschung ergründet — wollte man eine Geschichte der Wiederentdeckung des Alterthums schreiben, man würde erkennen, wie unter sichtbarer Leitung der Vorsehung die Schätze nach einander aus dem Schutte der Vergessenheit befreit sind, wie aus dem geöffneten Grabe der alten Welt frisches Leben in die neue Zeit hinübergeströmt, wie endlich unsere Welt durch Aneignung des Alterthums nach und nach eine andere geworden ist. Anderer Völker Geschichte, Litteratur und Kunst kann man sein Leben lang studiren und man bleibt innerlich doch, was man gewesen ist; in das hellenische Kunstleben kann sich Niemand mit wahrer Hingebung versenken, ohne eine umbildende Kraft an sich zu erfahren. Darum macht die klassische Bildung, mag sie auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung oder bildlicher Anschauung erworben sein, eine durchgreifende Scheidung in der menschlichen Gesellschaft.

So sehr diese Erfahrung für die Lebenskraft des Alterthums zeugt, so könnte doch eine Einwirkung solcher Art gefährlich erscheinen und unheimliche Besorgniß erwecken. Wir wollen uns ja doch nicht selbst verlieren, noch auf die besondere Berechtigung unserer Zeit und

unſerer Nation verzichten. Und in der That, wenn die helleniſche Kunſt, mit Begeiſterung ergriffen, dahin wirkte, daß ſie das Angeborene und Urſprüngliche abtödtete und im beſten Falle keinen anderen Erfolg hätte, als daß ein eingepfropftes Reis auf fremdem Stamme ein künſtliches Gedeihen gewönne — ſo hätten wir ein Recht, uns vor der überwältigenden Macht des helleniſchen Kunſtgeiſtes zu fürchten. Aber verhält es ſich ſo? Wir Deutſche müſſen dies beim Rückblick auf unſere Vergangenheit verneinen. Seit ſich die Kunſt des Mittelalters erſchöpft hat, ſehen wir in unſerer Poeſie alles Große an das Alterthum ſich anſchließen; ja den ſeltnen Vorzug einer zwiefachen Zeit klaſſiſcher Schöpfungen verdankt unſer Vaterland der geiſtigen Berührung mit dem Alterthume, und die innigſte Verſchmelzung des helleniſchen und deutſchen Geiſtes bezeichnet nach unſer Aller Einverſtändniß den Höhenpunkt unſerer Litteratur. Die unverwelklichſten Lorbeern ſchlingen ſich um die Dichtungen Göthe's, welche man eben ſowohl helleniſch wie deutſch nennen könnte, und anſtatt daß das Urſprüngliche und Nationale in dieſer Verbindung erdrückt wäre, finden wir gerade in der helleniſch angeregten Zeit zum erſten Male wieder den vollen und tiefen Inhalt unſers inneren Lebens in die Poeſie hineingetragen und den zerriſſenen Zuſammenhang mit unſerer germaniſchen Vorzeit wiederhergeſtellt. Durch Homer ſind wir zu den Nibelungen gekommen, die Hellenen haben uns zu uns ſelbſt und zur Natur zurückgeführt. Wie die ewig gültige Religion ſich darin

bewährt, daß sie die Naturen der Menschen wie der Völker nicht abtödtet, sondern sie zu einer höheren Individualität steigert — so zeigt sich auch die wahre Kunst darin, daß sie überall, wo sie aufgenommen wird, ein neues und eigenthümliches Leben entzündet.

Eine solche Verbindung einheimischer und hellenischer Kunst ist nur bei den Deutschen vollzogen worden. Andere Litteraturen haben sich auch unter die Gesetzgebung der Hellenen gestellt, aber sie haben todte Formeln und abstrakte Regeln von ihnen zu gewinnen gesucht, und sich dem Buchstaben derselben in blindem Gehorsam unterworfen. Daraus ist eine Sklaverei geworden, deren Joch der aufstrebende Volksgeist zerbrechen mußte, und die Folge davon ist auch auf dem Gebiete der Kunst ein Schwanken zwischen Despotismus und Anarchie gewesen. Unser Volk hat den Geist der Alten, wie wir es so treffend auszudrücken vermögen, sich zu eigen gemacht; er ist unser Saft und Blut geworden.

Diese Aneignung ist aber nicht vollendet, die Einwirkung des Alterthums keine geschlossene. Was wir in der Poesie unsers Volks als eine vollendete Thatsache nachweisen können, ist im Gebiete der bildenden Kunst kaum begonnen. Das bildende Alterthum ist uns überhaupt später aufgeschlossen, als das denkende und dichtende; die Entdeckung der Monumente ist erst nach langer Frist auf die der Schriftwerke gefolgt und deshalb auch die Kunstgeschichte der am letzten entwickelte Theil der Alterthumswissenschaft. Der Mann selbst, in

dessen Haupte der Gedanke einer griechischen Kunstgeschichte geboren ist, erfaßte ihn mehr als eine dämmernde Ahnung, als daß er ihn durchzuführen im Stande gewesen wäre. Wie ferne stand doch Winkelmann der Welt griechischer Kunst, wie war besonders ihre Baukunst ihm ein gänzlich Verschlossenes, und indem er mehr seine eigenen Empfindungen bei der entzückten Anschauung der Kunstwerke beschrieb, als die Werke selbst und ihre inwohnenden Bildungsgesetze, so wirkte er im Ganzen mehr als poetisch anregender und sittlich erhebender Schriftsteller, als daß er die alte Kunst in unser Leben einzuführen vermocht hätte.

Wie es des Dichters bedurfte, um in einer Iphigenia die innigste Vermählung des hellenischen und deutschen Geistes darzustellen, so bedurfte es auch eines künstlerischen Genius, die Wiedergeburt hellenischer Kunst auf deutschem Boden aus der Sphäre sentimentaler Sehnsucht in die Wirklichkeit zu führen und sie in unwidersprechlichen Thaten vor Aller Augen darzustellen. Dieser Genius war Schinkel — und wenn die Gedanken, die ich zur Ehre seines Andenkens an einander gereiht habe, uns in scheinbar weit entlegene Räume der Weltgeschichte und in die verschiedensten Fächer geistiger Thätigkeit geführt haben, so leiten sie doch alle zu dem Manne zurück, welcher wie ein Jeder, der in unserer Zeit etwas Großes leisten will, im Mittelpunkte der Menschengeschichte stehen und zwei Welten in seinem Geiste tragen muß.

Säulen nach griechiſchem Maße hat man lange vor Schinkel aufgerichtet, aber eine doriſche Halle, an eine moderne Fenſterwand hinangeſchoben, macht eben ſo wenig ein griechiſches Gebäude, wie ein Citat aus dem Demoſthenes einer Parlamentsrede den Stil klaſſiſcher Beredtſamkeit aufprägt. Die Alten ſind uns nicht deshalb in ihren Werken erhalten, um von uns citirt zu werden, ſondern damit wir das darin enthaltene ewig Wahre und Gute feſthalten. Die genialſten Philoſophen der chriſtlichen Welt haben keine anderen Geſetze des Denkens zu erſinnen vermocht, als die, welche Ariſtoteles in ſeiner Logik entwickelt hat; ſo wird auch keine Folgezeit die Geſetze bildender Kunſt umzuſtoßen vermögen, welche die Griechen in Marmor geſchrieben haben. Das aber iſt Schinkels Verdienſt, daß er einem ſelbſtſüchtigen und zuchtloſen Originalitätstriebe gegenüber der Welt gezeigt hat, wie wohl einer vollbürtigen dichteriſchen Schöpferkraft jene Weisheit und Selbſtbeherrſchung anſtehe, die ſich demüthig unter die Zucht des als wahr erkannten Geſetzes beugt.

Die Griechiſche Muſe iſt als Dienerin übermüthiger Herrſcherpracht aus ihrem Vaterlande nach Aſien und Afrika gewandert, ſie iſt als Sklavin nach Rom geſchleppt, um dort in den Paläſten der Welteroberer mit ihren Reizen zur Schau zu ſtehen — als die freie Tochter von Hellas iſt ſie zuerſt wieder bei uns erſtanden, um in ihrer keuſchen Schönheit unſer Leben zu erfreuen, unſeren Sinn zu erheben und uns aus der unerträglichen

Sklaverei der Mode zu befreien. Seit den Tagen des Perikles ist zuerst wieder bei uns mit vollem und geistigem Verständnisse hellenischer Kunstgesetze zu bauen versucht worden — es fragt sich, ob auch dies Bestreben wie eine Modelaune vorübergehen und vergessen werden, oder ob es wie ein gährendes Lebensprincip in unsere deutsche Kunst aufgenommen werden soll. Die Trägheit der menschlichen Natur sträubt sich gegen den unbequemen Einfluß einer umbildenden Kraft; der menschliche Hochmuth wehrt sich gegen die Anerkennung überlieferter Gesetze. Aus beiden Gründen sucht man sich mit der alten Kunst abzufinden; man will sie weder ganz verabsäumen noch ganz anerkennen, und während jeder Gebildete über Den lacht, welcher sich den Anschein geben will einer Sprache mächtig zu sein, während er ohne Kenntniß ihrer Gesetze nur Silben und Wörter zusammenreiht, so läßt man sich in der Kunst das Kauderwelsch unverständig angewendeter Formen mit übertriebener Nachsicht gefallen. So ungeduldig der Geist nach Fortschritt drängt, eine gesunde Fortentwicklung ist nicht möglich, wenn wir das Vermächtniß des Alterthums von uns weisen, und soll der Weg, den Schinkel gebahnt hat, wirklich die Entwicklungsbahn deutscher Kunst werden, so liegt uns eine zwiefache, unabweisbare Aufgabe vor. Zuerst die fortschreitende Erkenntniß der hellenischen Bauweise und der in ihr liegenden Vernunft, und zweitens der entschlossene Wille, diese Grundsätze echter Kunst mit aller sittlichen Kraft zu vertreten zum Segen einer Zeit, die

mehr als jede andere ihre Söhne ermahnt, auf allen Gebieten des geistigen Lebens an dem ewig Gültigen festzuhalten. Darum Heil den Männern, welche auf solchem Wege, bauend und bildend oder forschend und lehrend, an dem Lebenswerke Schinkels fortarbeiten!

Digitized by Google

10.

Zum Andenken Schillers.

Zu ungewöhnlicher Zeit hat die Univerſität heute ihre Aula geöffnet. Der feſtliche Schmuck, die gedrängte Menge und ihre feierliche Stimmung zeugt davon, daß keine herkömmliche, ſondern eine außerordentliche, eine allgemeine Angelegenheit uns hier vereinigt, eine Angelegenheit, die Jedem von uns eine Herzensſache iſt, und der von den Feſtordnern berufene Redner darf kein anderes Ziel im Auge haben, als daß er ausſpreche, was Sie Alle bewegt in dieſer feſtlichen Stunde.

Wir feiern das Andenken eines vaterländiſchen Dichters, das Gedächtniß eines Todten; aber wir gedenken nicht des Verſtorbenen, ſondern des Geborenen, nicht des Genommenen, ſondern des uns Gegebenen; wir klagen alſo nicht, ſondern wir danken für das, was wir empfangen haben und noch beſitzen; denn er iſt unſer und bleibt unſer und unſerer Nachkommen unveräußerliches Beſitzthum.

Scheinbar überleben freilich die irdiſchen Dinge den Menſchen, der ſie benutzte. Das Geburts- und Wohn-

haus, das Arbeitszimmer eines berühmten Meisters wird in unverändertem Zustande gezeigt, nachdem der Geist, der darin gewaltet hat, längst abgeschieden ist; zerbrechliche Reliquien werden Jahrhunderte lang aufbewahrt. Aber diesem täuschenden Scheine zum Trotze halten wir alle irdischen Dinge für eitel und nichtig, und glauben, daß nur das Geistige, und daß Alles, was aus dem Geiste stammt, ewig ist. In diesem Glauben fühlen wir uns Alle verbunden; die Wissenschaft pflegt ihn, denn sie stellt uns täglich in lebendigen Verkehr mit den Geistern der Vorzeit; die Geschichte hat keinen höheren Beruf, als daß sie in dem Lärm der äußeren Begebenheiten die Macht des Geistes nachweist, welche still und geräuschlos sich entfaltet. Die großen Schlachten, welche einst die Bildung Europas gerettet haben, die Freiheitskämpfe unserer eigenen Geschichte, sie sind nicht durch die Kraft der Arme, sondern durch die Macht des Geistes gewonnen worden. Am deutlichsten aber spüren wir diese Macht, wenn der Geist ohne äußere Mittel wirkt. So wirkt des Vaters Geist im Hause fort, der Geist des Lehrers in der Gemeinde seiner Jünger. Darum bestand bei den Alten die schöne Sitte, mit jährlichen Opfern den Geburtstag des verstorbenen Vaters zu feiern, der wie ein guter Genius unsichtbar mit den Seinen fortlebte, und die Philosophen feierten im Musenhaine der Akademie den Geburtstag ihres Plato; er war ihr geistiger Vater und sie pflegten in sich seinen Genius.

Aber weit über die Gemeinschaft des Hauses und

der Schule hinaus wirkt die Macht des Geiſtes, welche ſich in der Kunſt bethätigt, die Macht des Geiſtes, der, mit ſchöpferiſcher Kraft begnadigt, das Innerlichſte des Seelenlebens hinſtellt, daß es wie eine Schöpfung der Natur geſehen und gehört werden kann, in Erz und Stein, in Farben und Tönen, vornehmlich aber im Worte, das von allem ſinnlich Wahrnehmbaren am meiſten von Geiſtes Art iſt. Darum offenbart ſich im Dichter am herrlichſten die unvergängliche Macht des Geiſtes; ihm iſt das Siegel der Unſterblichkeit anvertraut; er prägt es den menſchlichen Thaten auf, welche er dem Strome der Zeiten entheben will, und mit den Helden, die er feiert, lebt auch der Dichter fort bei ſeinem Volke allgegenwärtig. Wo iſt von dieſem hohen Amte der Poeſie beredter gezeugt, als in den Worten:

Mich hält kein Band, mich feſſelt keine Schranke,
Frei ſchwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich iſt der Gedanke
Und mein geflügelt Werkzeug iſt das Wort!

Unſerm Meiſter war das Dichten nicht etwas Willkürliches, das man thun und laſſen kann, ſondern ein Nothwendiges, dem Dichtenden ſelbſt Geheimnißvolles. „Ihm ſtrömten des Geſanges Wellen hervor aus nie entdeckten Quellen.“ Er iſt nicht ſein eigener Herr, wenn die Begeiſterung über ihn kommt und ihn der Sphäre des Irdiſchen entrückt:

Es rafft von jeder eitlen Bürde,
Wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
Der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
Und tritt in heilige Gewalt.

Und wenn wir die geſenkte Stirn des bleichen Mannes uns vor Augen ſtellen, iſt es nicht in der That, als ob wir ihn ſich beugen ſehen vor jener göttlichen Gewalt in Demuth und Selbſtverläugnung? Denn ſo hoch er vom Dichteramte dachte, ſo unſicher war ſein eigenes Selbſtbewußtſein. Und wenn er nun trotz Mißmuth und Verzagen, trotz aller Schwäche und Gebrechlichkeit des Leibes, die ihm nur ſtundenweiſe ein volles Gefühl der Geſundheit geſtattete, wenn er trotz vielfacher Lebensnoth und einer Ungunſt des Schickſals, die ihn erſt ſo ſpät zur ruhigen Pflege ſeiner Gaben gelangen ließ, wenn er endlich trotz der Kürze ſeines Erdenlebens dennoch ein Meiſter der edlen Kunſt und ein Auserwählter ſeines Volks geworden iſt, ſo daß heute alle Deutſchen mit einhelliger Begeiſterung Gott danken, daß ein Friedrich Schiller ihnen geboren ſei: ſo tritt uns hier die Macht des Geiſtes in aller Herrlichkeit entgegen, und wir feiern an dieſem Tage ein rechtes Siegesfeſt des Geiſtes.

Es iſt ein Feſt in vollem Sinne des Worts, kein Sonderfeſt eines Orts oder Standes, kein von Amts wegen verordnetes, ſondern friſch und unmittelbar iſt es aus dem Bedürfniſſe des Volks erwachſen, und wenn ein Feſt um ſo ſchöner iſt, je größer die Gemeinde der

Feſtgenoſſen iſt, je weniger es giebt die ſich ſpröde abwenden und ſagen dürfen: Eure Feier geht mich nichts an! je mehr die Unterſchiede und Schranken ſchwinden, welche die Genoſſen eines Volks von einander trennen: ſo haben wir allen Grund, uns der heutigen Feier dankbar zu freuen!

Sonſt gehen ja, namentlich unter unſerem Volke und in unſerer Zeit, die Meinungen der Menſchen in keinem Punkte weiter auseinander, als wenn es die Würdigung geiſtiger Werke betrifft. Da iſt der Geſchmack der Jugend und der des Alters ein ganz verſchiedener, und die Kluft wird immer größer je raſcher die Zeit vorwärts eilt. Aber noch immer iſt es ſo, und wird, ſo Gott will, noch lange ſo bleiben, daß unſere Knaben an Schillers Worten zuerſt die Macht der Poeſie an ſich verſpüren; den Jüngling feſſelt das Ungeſtüm ſeines ſtürmiſchen Jugenddranges, und je mehr das eigene Denken und Wollen ſich abklärt, um ſo mehr mundet die reifere Frucht des edlen Geiſtes, und Keiner entwächſt der Freude an Schillers Dichtungen, ſo lange er ſich die Empfänglichkeit für Poeſie bewahrt. Auch auf die Liebe der Frauen hat kein Dichter des Volks einen volleren Anſpruch als er, der ihren Beruf, die unſichtbaren Güter des Lebens zu hüten und den Sinn für das Edle und Schöne zu pflegen, ſo warm und lebendig anerkannt hat. Nur mit ihnen in Gemeinſchaft kann er ſeinen eigenen Beruf erfüllen.

Drum soll ein ewiges, zartes Band
Die Frauen, die Sänger umflechten.
Sie wirken und weben Hand in Hand
Den Gürtel des Schönen und Rechten.

Aber viel tiefer als der Unterschied der Alterstufen und Geschlechte greift ein anderer in die Gesellschaft ein, das ist der Unterschied der Bildung. Jene Unterschiede sind von Natur vorhanden und die Natur ist unaufhörlich beschäftigt sie auszugleichen; dieser Unterschied ist kein ursprünglicher und nothwendiger, und um so mehr hat er zu einem Zwiespalte der Gesellschaft geführt, den wir beklagen müssen. Zwar ist auch hier die Zeit schroffer Standesunterschiede vorüber, und wir fühlen Alle, daß es nichts Unsittlicheres giebt als den Hochmuth des Wissens, auch nichts Unweiseres, weil der Gelehrte durch solche Absonderung sich selbst die frischesten Quellen geistiger Nahrung verschließt, endlich nichts Nachtheiligeres für das allgemeine Wohl, weil dadurch die von Gott geordnete Einheit des Volks zerklüftet wird und die, welche berufen sind, das Salz der Erde zu sein, ihre Geistesschätze als todte Schätze verkommen lassen. Es ist anders geworden; in die dumpfen Gelehrtenstuben ist die Luft des öffentlichen Lebens eingedrungen, die Männer der Wissenschaft fühlen das Bedürfniß, in vollem Sinne ihrem Volke anzugehören und man ist eifrig bestrebt, den Unterschied zwischen gelehrter und volksthümlicher Litteratur auszugleichen. Aber dennoch fühlen wir Alle, wie noch immer gerade die Deutschen verschiedener Bil-

dungsſtufen ſich kalt und fremd gegenüberſtehen, wie die höher Gebildeten verſchiedener Nationen ſich leichter mit einander verſtändigen und mehr zu einem Geſellſchaftskreiſe gehören, als die verſchiedenen Stände des eigenen Volks, und wie dadurch der heilſame Austauſch geiſtiger Güter beeinträchtigt wird. Darum freuen wir uns jeder Gelegenheit, wo die urſprüngliche Einheit und Einigkeit ſich Bahn bricht; wir erbauen uns an jeder kirchlichen Feier, wo Gelehrte und Ungelehrte in gleichem Heilsbedürfniſſe zum Altare gehen, wir freuen uns jedes Mannes, deſſen geiſtige Thaten über die Schranken zunftmäßiger Begränzung hinausreichen, der wie eine Sonne am Himmel ſteht und mit milder Kraft das Eis ſchmilzt, welches zwiſchen den Ständen des Volks ſich lagert. Und thut nicht Schiller dies in hohem Grade? Der Dichter, welcher durch die ſchwungvolle Kraft ſeines Worts die einfachſten Gemüther ergreift und zugleich den Anſprüchen des Kunſtverſtändigen noch heute entſpricht, zwar nicht in denſelben Werken und auf jeder Stufe ſeines Schaffens in gleichem Grade — aber das macht ihn uns ſo lieb und nähert ihn uns in ſo vertraulicher Weiſe, daß er nicht fertig und vollkommen vor uns hintritt, nicht mit dem Siegesſchritte ſeines hohen Freundes, des Mannes, „dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt, dem ſchon vor des Kampfes Beginn die Schläfe bekränzt war“ — ſondern wir ſehen ihn ringen und kämpfen; wir ſehen ihn Trugbildern nachjagen und in den Wolken nebelhafter Unklarheit befangen; aber er

ringt zum Lichte, er dringt von einer Klarheit zur anderen; er fühlt immer deutlicher, daß der Naturdrang den Dichter nicht mache, daß zur bewußtloſen Kraft eine klare Erkenntniß des künſtleriſchen Ziels, zur Bilderfülle der Phantaſie eine Beſtimmtheit der Begriffe, zur Regſamkeit des Gemüths ein mannigfaltiges Wiſſen hinzutreten müſſe. Darum hat er voll männlicher Entſagung die leichteren Erfolge verſchmäht, um des höchſten Kranzes würdig zu werden, und dadurch iſt er der Dichter geworden, der allen Bildungsſtufen gerecht iſt. Der Freund Wilhelms von Humboldt wollte mit dem höchſten Maßſtabe gemeſſen ſein.

Aber nicht blos als Dichter rang er unverdroſſen nach immer reiferer Vollendung in Form und Inhalt, ſondern auch die Wiſſenſchaft als ſolche feſſelte ſeinen Geiſt, und er trat in ihren Dienſt auf den Ruf des hochgeſinnten Fürſten, welcher mit Recht erkannte, daß die deutſchen Univerſitäten nicht blos der Ort für ſtrengbegränzte Fachſtudien ſeien, ſondern daß jedes hohe geiſtige Streben, daß auch der Dichter, als Lehrer des Volks, dort ſeine Stätte finde. Zwar vermochte er aus vielerlei Gründen in ſeinem Lehramte keine dauernde Befriedigung zu finden; indeſſen iſt die geregelte Arbeit, zu der es ihn verpflichtete, und der geiſtige Verkehr, den es veranlaßte, von bleibendem Einfluſſe auf ſeine Entwickelung geweſen, und er hat ſelbſt nach zwei der wichtigſten Seiten akademiſcher Wiſſenſchaft, als Hiſtoriker und als Philoſoph, mit voller Selbſtändigkeit gearbeitet.

Das geſchichtliche Studium führte ihn in das Alterthum hinein, wie in die neuere Geſchichte. Dort war er vorzugsweiſe der Empfangende, und wie mächtig ſich auch an ihm, den ſein kritiſcher Freund den modernſten aller neuern Dichter nannte, die Kunſt der Alten in ihrer bildenden Wirkung bezeugt hat, das verkennt Niemand, welcher die früheren und ſpäteren Gedichte vergleicht; das verräth ſchon die Form. Denn ſo wenig ſeine Jugendgedichte ohne Reim zu denken ſind, eben ſo wenig kann man ſich eine große Zahl ſeiner bedeutendſten und reifſten Dichtungen anders als in griechiſchem Versmaße denken. In den neueren Perioden der Menſchengeſchichte war er nicht blos der Empfangende und Lernende. Hier hat er die Ergebniſſe ſeiner Forſchung mit dichteriſchem Vermögen dargeſtellt, Einer der Erſten, der in deutſcher Rede die Kunſt der Geſchichtſchreibung erneuert hat, und wer unter uns iſt ihm nicht dankbar für die glücklichen Stunden, da er mit tiefbewegter Seele den Freiheitskampf der Niederländer in ſeinem Buche las?

Poeſie und Geſchichte ſtehen in nahem Zuſammenhange; denn der wahre Dichter kann die Kenntniß des Menſchenlebens nicht entbehren, wie ſie nur die Geſchichte darbieten kann, und wiederum bleibt alle Geſchichte ein Todtes, wenn nicht eine dichteriſche Kraft ſie anhaucht und ihre verwitterten Züge mit ſchöpferiſcher Phantaſie belebt! Aber viel fremder ſcheint dem Dichterberufe die mühſame und ſelbſtverläugnende, die der lieblichen Unmittelbarkeit des Denkens und Fühlens entſagende Arbeit

des Philoſophen zu ſein, und Viele ſeiner Freunde haben es gemißbilligt, daß Schiller ſich auf dieſe Bahn begeben habe. Aber er konnte nicht anders. Ihn quälte, was an Dunkelheit in ſeinem Geiſte war; ihn ergriff die Macht des kritiſchen Gedankens, die von Königsberg aus durch Deutſchland ging und alle denkenden Köpfe aus der trägen Behaglichkeit herkömmlicher Vorſtellungen aufrüttelte. Er hat die ſchmerzlichen Conflikte zwiſchen poetiſcher Begeiſterung und rein verſtändiger Weltbetrachtung ohne Selbſtſchonung mit heroiſcher Willenskraft durchgekämpft, und er iſt aus allen Arbeiten und Kämpfen reicher, reifer, kraftvoller hervorgegangen; ſeine geiſtigen Schwingen ſind immer ſtärker geworden, und wir danken es unſerm Dichter, daß er ſich nicht genügen ließ an der glänzenden Wirkung, welche er auch ohne dieſe Arbeiten in reichem Maße gewinnen konnte. Denn eben dadurch ſteht er im Mittelpunkte unſerer geiſtigen Beſtrebungen; dadurch hat er die Gegenſätze des Antiken und Modernen, der Wiſſenſchaft und des Lebens, der forſchenden und der ſchöpferiſchen Kraft in ſich ausgeglichen, und wie den Unterſchied der Alterſtufen und Geſchlechter, ſo hat er auch den der verſchiedenen Bildungsgrade überwunden. Schule und Haus feiert ihn, wie ihn die Univerſitäten feiern; Gelehrte und Ungelehrte, Künſtler und Forſcher haben ihren Theil an ihm.

Dieſe Vielſeitigkeit iſt gewiß etwas, was unſere Bewunderung in Anſpruch nimmt. Und doch, wie kommt es, daß dies Wort unſerer Stimmung nicht entſpricht,

daß Ihnen Allen ein anderes auf den Lippen ſchwebt, das Wort: wir lieben ihn! Pflegt doch ſonſt eine ungewöhnliche Begabung, ein außerordentliches Verdienſt in uns das Gefühl von Scheu zu erwecken! Warum iſt er uns doch ſo nahe, ſo lieb und theuer, wie ein alter Freund? Das kommt daher, daß wir in allen ſeinen Worten ſein Herz fühlen. Nicht vornehm und ſelbſtgenugſam ſchritt er durch die Welt, ſondern er bedurfte der Liebe und konnte den lebendigen Antheil ſeines Volks zum Leben und Dichten nicht entbehren. Und dieſer Antheil wurde ihm in ſo reichem Maße zu Theil, weil er den Deutſchen mit ihrer eigenſten Empfindungsart entgegentrat. Der Kreis der Schillerſchen Dichtung iſt enger als die Götheſche Welt, aber eben deshalb heimlicher und verſtändlicher. Es iſt die Welt des bewegten Gemüthes, welche den Hörenden ergreift und in die Bewegung hereinzieht. In Schiller findet Jeder ſich ſelbſt, weil er in ihm ein deutſches Seelenleben mit allen ſeinen Kräften und Schwächen, mit allen Freuden und Schmerzen findet. Er hat die Neigung unſers Volks zu einer weichen Gemüthsſtimmung, welche ſich auf dem Wege der Empfindung Alles anzueignen ſucht; er hat nicht minder den anderen Trieb, der uns vor den Gefahren dieſer Richtung bewahren ſoll, den Trieb des Nachdenkens, das Bedürfniß zuſammenhängender Erkenntniß. Als Deutſcher hat er alle Qualen einer ruheloſen Reflexion gekoſtet, die ganze dornenvolle Bahn eines unbefriedigten Rationalismus durchmeſſen, als Deutſcher

hat er ſein Leben lang mit der Wirklichkeit, die ihn verletzte, im Kampfe gelegen. Und woher dieſer Kampf?

Der Urſprung desſelben iſt kein anderer, als die ideale Richtung des deutſchen Gemüths, die viel geprieſene und noch mehr geſchmähte. Oder hören wir nicht alle Tage mehr die Idealiſten ſchelten und verſpotten? Sie meiſtern, heißt es, die Welt, ohne ſie zu kennen; ſie ſind eigenſinnig, ungerecht und unbrauchbar; ſie ſind die gefährlichſten Leute, wenn ſie Einfluß gewinnen. Aber was iſt denn das für eine Welt, welche vor der Macht der Ideen ſo ängſtlich gehütet werden ſoll? Haben die Dinge dieſer Welt eine Berechtigung in ſich? Iſt der Menſchengeiſt berufen ihnen zu dienen? Stein und Erz wird erſt des Künſtlers Eigenthum, wenn er den ſpröden Stoff in die Form bringt, die er im Geiſte entworfen hat; ſo werden auch die Verhältniſſe des Lebens erſt unſer, wenn wir ihnen das Gepräge des Geiſtes aufdrücken. Und woher die Macht dazu? Daß wir mit dem Fuße auf der Erde ſtehen, hilft uns ſo wenig, wie jenem Rieſen, den die Arme des Hercules erdrückten; wir müſſen einen Standpunkt außerhalb der Erde haben, um ſie beherrſchen zu können. Darnach unterſcheiden ſich ja die Menſchen, die Generationen und Völker am meiſten von einander, ob ſie dahingegeben ſind an die ſichtbaren Dinge und es ſich bei ihrem bunten Scheine wohl ſein laſſen, oder ob ſie eine höhere Welt anerkennen und aus ihr ihre Lebenskräfte nehmen. Es giebt eine falſche Idealität, welche den Geiſt träge macht und in krankhafte Schwärmerei

einwiegt: die wahre Idealität ist die eigentliche Siegeskraft des Geistes, die einzige Quelle großer Leistungen. Der Zug zum Idealen ist unserm Volke tief eingepflanzt; wir sollen uns seiner nicht schämen, denn er ist unser bestes Theil. Ihm verdanken wir die größten Zeiten unsrer vaterländischen Geschichte, ihm verdanken wir die Reformation. Denn unser theurer Martin Luther, dessen wir heute gern gedenken, hat nicht um sichtbare Güter, sondern um das Heil seiner Seele also Sorge getragen, daß er mit Kaiser und Reich furchtlos gerungen und Leib und Leben daran gegeben hat, und deshalb haben ihn seine Landsleute nicht verlacht und wie einen einfältigen Schwärmer bei Seite stehen lassen, sondern Stadt und Land ist ihm zugefallen, alles Volk hat gefühlt, daß gegen das helle Licht evangelischer Wahrheit alle sichtbaren Dinge gering zu achten seien, und wenn nicht Gewalt den Geist gedämpft hätte, so tönte vom Meere bis zu den Alpen von allen deutschen Lippen ein Bekenntniß. Dieser Begeisterung für die unsichtbaren Lebensgüter, die wir mit dem Namen des Idealismus bezeichnen, verdanken wir des Vaterlandes Befreiung und Wiedergeburt; durch ihre Kraft blüht Kunst und Wissenschaft; durch sie gehoben, glauben wir an einen ewigen Fortschritt geistiger Entwickelung.

Dieser Idealismus war auch der schönste und tiefste Charakterzug Schillers. Daher seine Unzufriedenheit mit der Welt, sein Fremdsein in derselben; denn wo der Nutzen das Ideal ist, dem alle Kräfte fröhnen, kann der

nur wie ein Fremdling sich fühlen, dessen Seele voll ist von der Anschauung einer höhern Ordnung der Dinge, welche der wirklichen überall widerspricht. Aus diesem Widerspruche erwächst Kampf; die ungestüme Willenskraft der Jugend will die Welt zertrümmern, welche ihren Idealen nicht entspricht; auch der junge Dichter glaubte nur noch bei den Feinden der bürgerlichen Gesellschaft Tugend zu finden. Aber der Umsturz der Dinge, der jenseits des Rheins vollzogen wurde, belehrte auch ihn über den Unterschied falscher und wahrer Freiheitsideale und führte ihn zu der Ueberzeugung, daß die wahre Freiheit in der Sitte liege.

Vom Standpunkte dieses geläuterten Idealismus wies er der Kunst ihren sittlichen Beruf an. Der Künstler soll frei von eitler Geschäftigkeit, welche nur den Augenblick ausbeuten will für vergängliche Zwecke, frei von unbesonnener Schwärmerei, welche an die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anlegt, ohne Selbstsucht und gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, aus dem Bunde des Möglichen und Nothwendigen das Ideal erzeugen; er soll es ausprägen in Bild und Wahrheit, im Spiele der Einbildungskraft und im Ernst der Thaten, in allen geistigen und sinnlichen Formen und es schweigend hinstellen in die Zeit. So wird sein Thun eine Offenbarung der übersinnlichen Welt, und indem er für ihre Güter die stumpfe Menge erwärmt und beseelt, befreit er auch sie vom Joche der Sinnlichkeit. Statt des Umsturzes wird so die Umgestaltung, statt der Ver-

dammung der Gesellschaft ihre Verklärung sein Beruf, und anstatt der Verachtung der Menschen ist die Liebe zu ihnen in sein Herz eingezogen mit ihrer unwiderstehlichen Ueberwindungskraft. So sind die Künstler die Lehrer und Berather des Volks, wie jene Weisen Plato's, welche aus der dunkeln Erdenhöhle, wo sich das Auge mit wesenlosen Schattenbildern beschäftigt, auf steilem Pfade hinaufgestiegen sind zur Oberwelt, zur Welt des Lichts, zur Anschauung des Göttlichen, und dann sich voll Menschenliebe zurückwenden, um den Höhlenbewohnern Kunde zu bringen von jener höhern Welt und die Sehnsucht nach ihr in ihren kalten Herzen zu erwecken. So hat er die Kunst als einen Dienst an der Menschheit, als eine Mission des Geistes aufgefaßt; dieser hohen Aufgabe zu Liebe hat er die Mühe nicht gescheut, die dichtende Kraft durch Wissenschaft zu stärken, durch Philosophie zu läutern, und auf die Weise hat er einen Musendienst gestiftet und geübt, wie er in der That vor ihm nicht aufgefaßt worden ist.

Die Welt, in welcher der Dichter lebt, ist über den Schranken erhaben, welche die sichtbare Menschenwelt theilen, und das ewig Wahre muß unbedingte Gültigkeit haben. In dieser Beziehung nennt Schiller es ein Vorrecht der Dichter und Philosophen, allen Völkern und Zeiten anzugehören. Wenn wir aber in Wahrheit sagen dürfen, daß die ideale Richtung ein Grundzug des deutschen Wesens sei, so war Schiller mehr, als er selbst sich dessen bewußt war, ein deutscher Dichter, und indem er

unermüdlich das Herz seines Volks gesucht hat und mitten in einer geängsteten und viel bedrängten Zeit mit den Besten seiner Zeitgenossen sich zu gemeinsamer Arbeit verband, hat er wesentlich dazu beigetragen, nach den faulen Zuständen des vorigen Jahrhunderts die Wiedergeburt des deutschen Volksthums anzubahnen. Um dieselbe Zeit, als Fichte den Deutschen das Bild ihrer Volksthümlichkeit vorhielt, um sie an ihren geschichtlichen Beruf zu mahnen, schuf Schiller die Werke, in denen das deutsche Volk seines besseren Selbst wieder bewußt wurde. Beide Männer haben trotz aller Gegensätze und Mißverständnisse doch einen gleichen Beruf erfüllt; beide sind die Vorboten einer männlichen Erhebung der Deutschen geworden; beide haben aus gleicher Ueberzeugung Befreiung von fremdländischer Sitte, volle Hingabe an das Vaterland gefordert; beide haben die Begeisterung für des Volks Ehre, für väterliche Sitte, für Tugend und Recht erwecken helfen, welche sich in den Freiheitskriegen bewährt hat.

So hat sich das volksthümliche Bewußtsein, das politische und das religiöse Leben unseres Volks an dem Dichter gestärkt; ja auch das religiöse! Denn auch die Religion ist ihrer Natur nach ideal, in nothwendigem Widerspruche gegen die sichtbare Welt und deren Güter. So frostig uns der Name der „ästhetischen Bildung" klingt, die Schiller fordert, so ist sie doch ihrer Natur nach etwas der Religion nahe Verwandtes; denn sie fordert, wie diese, Läuterung des Gemüthes vom Schmutze

des Irdiſchen, Ertödtung der Selbſtſucht, Haß gegen alles Gemeine, und jede Flamme echter Begeiſterung iſt eine Opferflamme, die zum Himmel weiſt.

Eine deutſche Frau, welche durch ein Leben voll hingebender Liebe ihre Zeitgenoſſen tief beſchämt hat, bezeugt in ihren nachgelaſſenen Tagebüchern, wie Schiller in ihr das Streben nach chriſtlicher Tugend geweckt habe und wie der Wahlſpruch ihrer Jugend des Dichters Wort geweſen ſei: Die Tugend, ſie iſt kein leerer Wahn, der Menſch kann ſie üben im Leben, und ſollt' er auch ſtraucheln überall, er kann nach dem Göttlichen ſtreben!" Und gewiß alles Umherſuchen nach Wegen, die aus dem Dunſtkreiſe des Erdenthals hinausführen, alles Ringen nach Wahrheit, alles Dürſten nach Quellen eines höheren Lebens muß doch am Ende zu dem hinführen, der einfach und ſchlicht zu uns geſprochen hat: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

In dieſem Sinne dürfen wir ſagen, daß unſer Dichter eng verwachſen iſt mit allem Beſten, das wir haben: die Liebe zu ihm iſt darum auch die Liebe zu dem einig Wahren und Schönen, d. h. zu dem Göttlichen, und dieſe Liebe verbindet uns heute Alle zu einem brüderlichen und volksthümlichen Feſte.

Die Univerſität freut ſich mit Ihnen Allen ein gemeinſames Feſt zu feiern; denn ſie will ja dem ganzen Volke angehören, ihm dienen und von ſeiner Liebe ſich getragen wiſſen. Unſere Univerſität ſchätzt es als ihr beſonderes Glück, im Herzen Deutſchlands ihre Stätte zu

haben, und ſie betrachtet es als ihre beſondere Aufgabe, Nord und Süd in der Liebe zu dem gemeinſamen Vaterlande zu vereinigen; ihr muß alſo jede nationale Feier vorzugsweiſe am Herzen liegen.

An äußerem Glanze des Feſtes können wir mit den großen Städten nicht wetteifern; an innerer Erhebung ſoll unſere Feier keiner anderen nachſtehn, und es kommt für die Zukunft unſers Vaterlandes nicht wenig darauf an, wie treu wir, die wir hier beiſammen ſind, die Verpflichtungen erfüllen, welche dieſe Feier uns auferlegt.

Und wozu verpflichtet ſie uns?

Sie verpflichtet einen Jeden unter uns, daß er in dieſer Welt, welche von Tage zu Tage unruhiger und zerfahrener wird, nach des Dichters Vorbilde ein innerliches Leben führe, ein ſtilles und geſammeltes Leben des Geiſtes, daß er wie ein Prieſter hüte die göttliche Flamme in ſeiner Bruſt, die Flamme der Liebe und der Begeiſterung für die ewigen Güter, daß ein Jeder wirke, ſo lange es Tag iſt, wie der Dichter wirkte, der immer kämpfen mußte mit der Schwäche des Fleiſches und immer ſiegte durch die Waffen des Geiſtes und mit ihnen ſtarb, wie ein Held auf dem Felde der Ehre!

Ein rechtes Feſt iſt keine Abſpannung, ſondern eine Anſpannung aller ſittlichen Kräfte, und wie die Hellenen von ihren Bürgerfeſten um ſo muthiger in den Kampf zogen, ſo ſoll auch dieſe Feier uns ſtärken für die mancherlei Kämpfe, die uns nicht erſpart bleiben werden. Denken wir daran, mit welchen Verhältniſſen Schiller

als Knabe und Jüngling zu kämpfen hatte, wie Laune und Willkür, Unglaube und Unsitte, Vorurtheil und fremdländisches Wesen das Leben unsers Volks beherrschte, so müssen wir dankbar anerkennen, wie viel in diesem Jahrhundert besser geworden ist, und so dunkel verhängt uns auch die weitere Entwickelung erscheinen mag, ist der rechte Geist in uns lebennig, so muß sich Alles zum Besten wenden. Wir feiern ja ein Siegesfest des Geistes!

Darum wollen wir Hand in Hand uns geloben, niemals matt und zaghaft zu werden, nicht zu grollen mit unsern Brüdern, nicht rückwärts zu schauen, sondern vorwärts zu streben mit Vertrauen auf Gott, der unser Volk nicht verlassen wird; ja geloben wollen wir, den Geist der Eintracht und der brüderlichen Liebe, den Geist der Frömmigkeit und der Treue, den Geist edler Wissenschaft und Kunst mit heiligem Ernste in uns und unter uns zu pflegen.

Das sind unsere Gelübde am Schillertage. Gott segne sie!

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.

HAG 2000 657

FARNESI
Lettore
ROM
Via S. Nicola

Digitized by Google